P. o. germ. 692(4

<36624312260015

<36624312260015

Bayer. Staatsbibliothek

Journal der Romane.

Viertes Stück.

Berlin, 1801.
In Ungers Journalhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Rodrigo und Semene.

Eine Spanische Geschichte.

Ein Wort zuvor.

Wenige Zeilen des Spanischen Geschichtsschreibers Mariana (I Lib. IX. p. m 352.) gaben dem Spanischen Dichter Guillen de Castro Stoff zu einem Schauspiele, das nachher den großen Corneille befeuerte, und ihm den Cid eingab, ein Schauspiel, welches zuerst seinen Ruhm gründete. Man hat nicht mit Unrecht den Ausgang getadelt, und der Tadel gründete sich größtentheils darauf, daß ein ehrliebendes Mädchen dem Mörder ihres Vaters nicht vier und zwanzig Stunden nach dem Morde die Hand geben könne. Einen längern

Zeitraum wollen nun einmal die Franzosen ihren Theater-Dichtern nicht einräumen, und so ist denn freilich der Dichter mit dem Süjet verlegen. Leichter ist allerdings die Auflösung für den Roman, und dieß ists, was ich versuchte.

Rodrigo und Semene.

Erster Theil.

An des Königs Ferdinand von Castilien Hofe hatte vor allen Rittern lange Don Diego geglänzet. Heroische Tapferkeit zeichnete seine Jugend aus; besonnerer Muth, seine männlichen Jahre; weiser Rathschlag, das jetzt nahende Alter.

Neben ihm erhob sich der Graf Gormas. Er hatte sich in den Kriegen gegen die Mauren ausgezeichnet, und jetzt prangte er in der vollen Blüthe seiner Mannkraft. Aber, kleiner als Diego, fürchtete Gormas

dessen Größe, und schnell ging, so ist des Menschen Art, schnell ging diese Furcht in Haß über.

Der Haß erreichte seinen Gipfel, als Diego vom Könige zum Führer des ältesten Prinzen Sancho won Castilien ernannt wurde. Seine Empfindlichkeit über dieß ausgezeichnete Merkmaal der königlichen Gunst ward so herrschend, daß er die laute Äußerung derselben, auch gegen Diego selbst nicht unterdrücken konnte. Als er ihm einst im Park begegnete, drängte er sich an ihn und brach in Bitterkeiten aus. Diego deckte sich Anfangs mit der Aegide des königlichen Willens, dessen Bewegungsgrund zu beurtheilen, der Unterthan sich billig bescheide. Gormas wurde durch dieses Ausweichen nur noch bitterer, und machte seine vorzüglichen Verdienste und die Thaten geltend, mit denen er dem Prinzen hätte vorleuchten

können. — — »Kann ich ihn,« erwiederte Diego, »nicht jetzt mehr in den Kampf führen, so höre er statt dessen die Geschichte meines Lebens. . . Ich darf sie ihm, wohl mir! kühn als einen Spiegel zur Nachahmung vorhalten.«

Aber Gormas ließ nicht ab, und seine Äußerungen wurden so beleidigend, daß Diego zum Schwerte zu greifen gezwungen ward. Sie kämpften ungleichen Kampf. Der alte Diego ward von Gormas entwaffnet. Sein Degen fiel und Gormas verließ ihn mit den höhnenden Worten: »Traget doch ja diesen Kampf in die Lebensgeschichte ein, die Ihr dem Prinzen zu lesen gebt.«

In dieser beugenden Lage fand Diegon sein edler Sohn Rodrigo, der mit seiner Schwester Donna Leonora dem Vater zu spät gefolget war.

Kaum erblickte Diego den Sohn, so hob er das Schwert auf, das seinem schwachen Arm entwunden war, und eilte ihm entgegen. »Sohn!« rief er, »dieß ist das Schwert, einst das Schrecken der Mauren, oft geröthet von ihrem Blute. — — Mit Ehren steckte ichs in die Scheide, und unentweiht hoffte ich's, als das schönste Erbtheil, dir zu überliefern. Aber! o der Schmach! es ist entweiht. Ein ehrloser Nebenbuhler hat mich, und in mir dich beleidigt. — — Unsere Ehre zu retten, mußte ich das Schwert entblößen; doch mein geschwächter Arm wankte; es fiel. Stirb o Sohn, oder räche unsre gekränkte Ehre! Nimm das Eisen, und weihe es von neuem durch das Blut unsers Beleidigers!«

»Gieb mir das Schwert, Vater!« rief der glühende Jüngling. »Ich schwöre dir blutige Rache. Nenne, nenne mir den Beleidiger!«

»Gormas!«

— »Gormas?« — sprach mit halblauter, bebender Stimme, der erblassende Jüngling. »Graf Gormas?«

»Meinst du, Rodrigo, daß es ein Schwächling war, der Diego entwafnen konnte?«

»Der Vater Semenens?« unterbrach ihn kaum hörbar Rodrigo? »Weh!« seufzte er tief — und verließ den betroffenen Vater.

Leonore wollte ihn zurückhalten. Umsonst; Rodrigo entwich, von Schmerz überwältiget, in das Dickicht des Gehölzes.

»So ist es denn wahr was ich ahnte,« sprach jammernd Leonore. »Rodrigo ist's, um den Semene seufzet! darum nahte sie sich mir so oft, als wollte sie mir vertrauensvoll ihr Herz öfnen; und zuckte dann zurück und floh! — — Armes, unglückliches Mädchen! deine Seufzer werden Thränen werden! — Armer Bruder!«

»Wo die Ehre ruft, da muß die Liebe weichen.« So unterbrach sie Diego.

»O über die Ehre! die Mißgestalt bildeten Menschen: aber die Bildnerin der Liebe ist die Natur. Ach Vater! bedaure deinen Rodrigo! Semene war seiner Liebe so werth.«

»Zürne ich ihm denn? Ich beklag' ihn; aber ich weiß es, Rodrigo hat hohes Gefühl für das, was er mir, was er sich selbst schuldig ist. Ich vertraue ihm ganz.«

Don Diego kannte seinen Sohn.

Schrecklich tobte es in dem Innern des Jünglings; aber die Stimme: wo Ehre ruft, da weiche die Liebe! überscholl bald auch bei ihm jeden leisen Laut des Herzens. »Selbst Semene« so sagte er sich »selbst sie müßte mich verachten, wenn ich meines Vaters Schmach nicht rächte. Es ist nicht der Vater Semenens, den ich bekämpfe;

es ist der schnöde Beleidiger des großen Diego, und der Sohn Diegos bin ich. — «

Schauten höhere Geister auf das Gewebe der menschlichen Leidenschaften, wandelten sie unter uns und sähen der Menschen Thun, das so oft die schönste Blüthe ihrer Glückseligkeit vernichtet, wie müßten sie trauren, daß sie es nicht zu wenden vermöchten! — — Unendlich war die Wonne, die Rodrigo'n und Semenen gelächelt hatte; und die ein Augenblick jetzt zerstörte. — — Ihre, nur durch wenige Höfe getrennten Landsitze waren durch eine Platanen-Allee verbunden, die zu beider Eingängen führte. Unter diesen Platanen sproßte einst der Keim der innigsten Liebe, und selbst das Geheimniß, welches der Väter Eifersucht über sie ausgoß, gab der Leidenschaft neue Nahrung. Die Platanen leiteten zu einem Orangen-Wald, dessen Wohlgerüche den

Wandelnden entgegen düfteten. »O, dürften wir,« sprach Rodrigo oft mit Entzücken, »o, dürften wir den Weg fortsetzen, und uns versenken in das Meer der Wohlgerüche! — — Ach, Semene! dem Wäldchen gleicht unsere Zukunft. Wir ahnen ihre Wonne: Werden wir je sie erreichen?«

Rittterehre hatte Rodrigo'n früh ins Feld gerufen. Er prüfte seinen Arm in den Kämpfen gegen die Mauren, die unaufhörlich die Gränzen Castiliens beunruhigten. Dann fühlte Semene sich doppelt unglücklich. Sie liebte ihre Mutter. Aber sollte sie ihr ein Geheimniß vertrauen, das diese ihrem Gemahle zu entdecken für Pflicht halten mußte? Was sie der Mutter verhehlte, vertraute sie noch weniger ihren Freundinnen. Wehmüthig verschloß sie ihre Liebe und ihren Schmerz in den gepreßten Busen. — Oft zwar nahte sie sich unwillkührlich in den

Hofzirkeln, die sie nicht meiden konnte, mit ihrem Herzen voll Liebe der Donna Leonora. War es doch ihres Geliebten Schwester, die gleiche Sorge mit ihr gemein hatte. Aber der besonnene Gedanke an die väterlichen Verhältnisse, und die Furcht, sich öffentlich zu verrathen, lähmte immer ihren Schritt. — — Kaum hatte jetzt Rodrigos Wiederkehr sie von neuen belebet, und ihr beklommenes Herz erweitert, so erscholl die Kunde des todtweissagenden Zwistes zwischen Diego und ihrem Vater. — Daß Rodrigo die Rache übernommen habe, wußte keiner, ahnte jeder, am sichersten Semene; denn sie kannte ganz sein hohes Gefühl für Ehre, seine unbeschränkte Verehrung für seinen Vater. Sie eilte zu ihrer Mutter, die ihr in Thränen schwimmend entgegen kam. Seit dem unglücklichen Vorfall hatte Donna Antonia ihren Gemahl nicht wieder

gesehen, und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Der Anblick der erschütterten Tochter machte sie beben. »Was hehl ich's länger,« so rief Semene mit dem Ausdruck der höchsten Empfindung »Ich zittre für meinen Vater; ich zittre für Rodrigo. Ich lieb' ihn. Zürne Mutter, daß ich dir mein Geheimniß verschwieg. Zürne, aber hilf.«

Antonia sank sprachlos in ihren Sessel. Es ging ein Schwert durch ihre Seele.

»Unglückliches Mädchen!« seufzte sie endlich. »Fern bleiben eitele Vorwürfe! Gern helfe ich; aber wie?«

»Zu helfen, ist der Könige Amt. Zum Könige will ich gehn. Du Mutter! bleibe! — der Vater möchte heim kommen, und wer könnte ihn zurück halten, als du?«

Mit dem Worte eilte sie fort.

Sie ward vorgelassen; aber kaum hatte

sie mit dem vollen Ausdruck der Leidenschaft ihr Herz vor dem Könige ausgeschüttet, und um seine schleunige Vermittelung gefleht, so erfüllte die Nachricht, daß Gormas im Zweykampfe gefallen sey, den ganzen Palast.

Was man Semenen zu verbergen strebte, ward ihr gerade durch die Verbergung kund; sie sank wie leblos zu des Königs Füßen. Aber schnell kehrte die Lebenskraft wieder. »Laßt mich fort zu meinem Vater, daß ich das Blut stille. Er ist nicht todt: er kann nicht todt seyn.«

Man hielt sie zurück. In der Verwirrung hatte man nicht bemerkt, daß sich der alte Diego genahet hatte. Semene war's, die ihn zuerst erblickte. »Hier ist der Mörder meines Vaters!« rief sie dem Könige zu. »Rache! Rache!«

— »Wohl fiel Gormas durch mich,«

sprach ruhiger Diego; »lieh gleich mein edler Sohn mir seinen Arm, doch fiel er durch mich.«

»Rodrigo, der Mörder?« Semene rief's und verstummte. Aber mit schneller schrecklicher Fassung fuhr sie fort: »Auch wider ihn rufe ich dich zur Rache auf, König! So fordert es Ehr und Pflicht. Sterben muß er, und ich nach ihm.«

Unglücklicher als Semene war indeß der siegende Rodrigo.

Flüchtig irrte er umher, und wußte nicht wohin er sich wenden sollte. Die Stätte des Blutes meiden, das mußte er, das wollte er — Aber vermogte er's, zu scheiden ohne Semene zu sehn? — Und doch, wie konnte sie den Mörder ihres Vaters sehen?

ihn sehen, gegen den sie des Königs Rache angerufen hatte? »Will ich denn,« sagte er sich wieder, »will ich denn Vergebung, Gnade von ihr? Sie hat die Rache gegen mich aufgerufen. So deute sie mir dann, wie ich ihr genug thue.«

Vor Tagesanbruch wankte er, kaum seiner bewußt, die kundigen Platanen hinab, die Vertrauten seiner Liebe. Ein Morgennebel deckte den fernen Orangenwald, und statt warmen würzigen Duftes, umschauerte ihn der kühle Morgenhauch. — Aber noch kältere Schauer ergriffen ihn, als er plötzlich vor Semenen stand. »Rodrigo!« so scholl es ihm entgegen, »willst du auch mich tödten durch deinen Anblick?«

»Du hast Rache gefordert, Semene! Hier bin ich. Mich hassen mußt du, mich verfolgen, mich tödten. O könnt' ich sterben von deiner Hand!«

»Rodrigo! welches Wiedersehn! Es ist schrecklich, Rodrigo! Dich hassen kann ich nicht. Du thatest wohl deine Pflicht; aber indem du sie thatest, hast du auch mich die meine gelehrt. Du mußtest die Ehre deines Vaters rächen, und ich sollte die Rache des Meinigen versäumen? Weh mir, daß du es bist, gegen den ich sie rächen muß; du, der allein meine Thränen getrocknet haben würde, hätte ein anderer Unfall mir meinen Vater geraubet.«

Sie sprachs mit dem Ausdruck der innigsten Wehmuth.

»Stoße den Dolch mir in den Busen!« rief in Verzweiflung Rodrigo, und warf sich zu ihren Füßen.

»Dich meiden kann ich, Rodrigo! kann sterben — Aber deine Mörderin kann ich nicht seyn! Hast du denn meinen Vater wehrlos gemordet? — Er fiel in redlichem

Kampfe und so dich zu verfolgen, gebeut auch mir die Ehre. — Es wird schon ein Ritter aufstehen, der den Kampf für mich übernimmt.«

Mit diesen Worten wandte sie sich und floh zur nahen Villa.

Don Alvaro war der Ritter, der nach der Sitte der Zeit Semenens Rache übernahm. — Er fühlte sich geehrt durch den Aufruf einer Schöne, deren Reiz ihn lange gefesselt hatte. — Der Tag des Zweykampfes war festgesetzt. Semene durchwachte die Nacht, die den schrecklichen Morgen brachte. Ihre vertrautere Freundin, Dorina, hatte die Seelenkranke nicht verlassen. Noch ehe es tagte, wandelten sie Arm in Arm schon unter den Bäumen, die zu dem Kampfplatze führten. Rodrigo sprengte heran, in seinem Geschmeide herrlich wie ein Halbgott;

und grüßte Semenen. »Lebe wohl!« rief er ihr zu; »nie sollst du mich wieder sehn!« —

»Und das sagt der Held, der die Mauren überwand?« —

Da kämpfte ich, Semene. Aber ohne Wehr biet ich Alvaro'n mein Herz. Dein kann ich nicht werden; den Tod willst du mir nicht geben; aber dich ehr' ich in Alvaro'n, und gern falle ich von seiner Hand.«

»Rodrigo! es gilt deinen Ruhm! Man wird dich überwunden halten, wenn du gefallen bist.«

»Mein Ruhm ist fest gegründet. Nein, Semene! man wird mich nicht für überwunden halten. Er liebte Semene! wird die Nachwelt sagen; er wollte nicht leben, da sie die Seine nicht werden konnte. Ich scheide! gedenke mein!«

»Rodrigo! du sollst leben! Das befiehlt dir Semene!«

Dies rief sie dem Scheidenden nach. Schon war er fern. Er ward nicht mehr gesehen.

Die Arme sank an Dorinens Busen. Dann ergriff sie wild der Freundin Hand: »Folge mir! Ich muß ihm nach: Er hat mich nicht vernommen: Er soll leben — leben!«

Mit Mühe hielt Dorina sie zurück. Immer waren die Blicke nach der Gegend gerichtet, wohin Rodrigo sich gewendet hatte. — Immer tönte ihrem innern Ohre der Rosse Stampfen und Waffengeklirr, und lauter Ruf der Streiter.

Endlich stäubte es den Weg herauf. »Sieger ist der Kommende!« so dachten beyde. »Wird es Rodrigo seyn?«

»Er wird es seyn; er muß es seyn! Gewiß erkennst du schon seinen Federbusch, Dorina! — Sage doch, daß du ihn erkennst; täusche mich, wenn du mich liebst.«

Es war nicht Rodrigo. Alvaro stieg vom Roß, beugte sich vor der bebenden Semene. »Ich soll dies Schwert zu deinen Füßen legen, ich soll —«

»Was,« unterbrach ihn mit Heftigkeit Semene. »Das Schwert, von Rodrigo's Blute roth? Du wagst es, vor meinen Augen zu erscheinen, du, der mir das Liebste raubte, was ich auf der Erde besaß, das Liebste, ja — nun sag ich's laut, mein Vater ist gerächet, — ich liebte ihn —«

»Aber Semene!«

»Schweige! dein Ruhm ist nicht groß; Er hat sterben wollen. Du hast mich gerächet, Alvaro, und getödtet.«

»Du hörst mich nicht, Semene!«

»Ich will dich nicht hören. Rodrigo ist nicht mehr!«

»Rodrigo lebt! — Zu dir will ich reden Dorina! Du bist gelaßner. Daß ich einem

Helden, wie Rodrigo, erlag, entehret mich nicht. Ich ward entwafnet, und bot ihm meine Brust, um sie zu durchbohren. Da sprach edelmüthig der Sieger: Fern sey's, daß ich ein Leben raube, das für Semenen gewagt ward. Lebe! Hier ist dein Schwert! Leg' es zu Semenens Füßen. Sag ihr, daß auch ich lebe, weil sie's gebot.«

»Und wo ist er?«

»Vor deinen Augen zu erscheinen, wagt er nicht. Er eilte vom Kampfplatze zu seinen Waffenbrüdern ins Feld. Ich will ihm folgen; denn die Mauren sind nah.«

»Rodrigo,« rief schwärmend Semene, »Rodrigo wie groß bist du, wie unerreichbar! Aber fern dir nachzustreben, das vermag ich, das will ich. Weh! das Schicksal trennt uns — Ich habe die Thränen, das Händeringen meiner Mutter gesehen, wie könnt ich des Mannes werden, der meinen

Vater tödtete? Aber auch keines andern kann ich werden! Das schwöre ich hier unter Gottes Himmel, und du Alvaro, und du Dorina! seyd Zeugen des feyerlichen Schwurs.«

Rodrigo'n hatte bey dem Kampf mit Alvaro, Semenens Ruf: du sollst leben! gekräftigt. »Aber für wen soll ich leben?« so fragte er sich jetzt, da er Alvaro'n entwaffnet hatte. »Sie, für die mein Herz schlägt, sie wird, sie kann nicht die Meine seyn. — Lebe!« so herrschte ihm seine große Seele zu, »Lebe für den Staat, so lebest du auch für sie. Bist du nicht der Sohn des großen Diego, der wiederholt sein Vaterland errettete? Rissest du nicht, da du den tapfern Gormas erlegtest, eine der schönsten Säulen des Staates nieder? Du hast eine doppelte Schuld abzutragen. Noch wanket das Reich; noch drohn ihm Gefahren;

auf alle Folgezeit dem Reiche Festigkeit zu geben, das ist ein deiner würdiges Unternehmen. Wag' es; hebe dein Vaterland! werde der Held des Jahrhunderts!«

Er ward es.

Zweiter Theil.

*) Als die Mauren im Achten Jahrhunderte Spanien überwältigten, floh ein Nachkömmling der alten Gothischen Könige, Pelajo, in die Castilischen Gebirge, rettete dorthin die Trümmer der christlichen Kraft und legte fast unbemerkt zwischen den unersteiglichen Gebirgen den Grund zu der Macht, die künftig den Eroberern furchtbar werden sollte. Allmählig entstanden, wie Inseln im Meere, mehrere kleine Königreiche; Navarra, Leon, Oviedo, Gallizien, Arragonien. Sancho 3. von Navarra vereinigte sie alle, und schon begann die christliche Macht den Mauren furchtbar zu werden.

*) Nach Ferrera's Span Gesch. B. III. Th. 3.

Die Politik gebot hier dringender als irgendwo, das Recht der Erstgeburt; aber es überwog auch hier lange die natürliche Vaterliebe, die so gern alle Kinder gleich begünstiget. Sancho theilte sein Reich unter seine vier Söhne, und Ferdinand ward König von Castilien.

Die größere Beschränkung seiner Besitzungen ward durch die ihm beiwohnende innere Geistes Kraft ersetzt, und durch die erste Fürsten-Gabe, den feinen Sinn, in denen, die ihn umgaben, das Talent zu erkennen, zu ermuntern, und ihm angemessenen Spielraum zu verschaffen. So ward er die Liebe der Seinen und das Schrecken der Mauren; Er vereinigte Gallizien, Leon, Oviedo mit Castilien. Die Nachwelt nennt ihn den Großen. Rodrigo war's, der ihm den Zunamen erwarb.

Der Sohn des edeln Diego schwang sich

bald durch Großthaten an die Spitze des Heers.

Er entriß den Mauren den Theil Portugalls, den sie noch in Besitz hatten; er vertrieb sie völlig aus Castilien, und die Maurischen Könige von Toledo und Saragossa wurden Ferdinanden zinsbar. Zwei kleinere Maurische Könige machte er in einem Treffen zu Gefangenen und Ferdinand war Zeuge der Großthat. Als die beyden Gefangenen vor den König geführt wurden, suchten ihre Augen den Sieger Rodrigo, der sich bescheiden zurück gezogen hatte.

Aber die Mauren erkannten ihn dennoch und begrüßten ihn als ihren Sieger und Herrn. »Er ist unser Cid! riefen sie, in ihrer Sprache. »Der Feindes-Ausruf ist dein schönster Lohn, Rodrigo!« so sprach Ferdinand. »Dir bleibe der Ehren-Name Cid!

Er zeichne auf ewig dich aus in den Jahrbüchern Spaniens!«

Am traurigsten für Ferdinand war's, daß auch er mit seinen Brüdern Garcia und Ramiro kriegen mußte. Der erste hatte bey der väterlichen Theilung Navarra und Bißcajo, der zweite Arragonien erhalten. Unzufrieden mit ihren Erbtheilen befehdeten sie nach einander ihren Bruder Ferdinand. Aber kein Cid war an der Spitze ihrer Heere. Beide erlitten entscheidende Niederlagen; beyde fielen in der Schlacht.

Jeder Sieg, den Rodrigo davon trug, jedes Lob was man ihm zollte, machte schneidender den Schmerz, der in Semenen's Busen wühlte. Denn immer tiefer empfand sie, was sie an ihm verlor. Bisweilen stieg geheim der Wunsch in ihr auf: »Möchte er »nur fallen im Kampf! Denn nie kann er »doch mein werden; und ärger als Tod

»würde es seyn, wenn ich ihn je in den »Armen einer Andern wüßte.«

König Ferdinand starb. Er selber hatte die, aus den elterlichen Theilungen entstehenden schlimmen Folgen erfahren; dennoch widerstand auch er nicht der natürlichen gleichen Liebe für die Kinder. Seinem Vater gleich, theilte er sein Reich unter seine drey Söhne. Die Jüngern, Alfonso und Garcia, erhielten, der erstere Leon und Oviedo, der zweite Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugall. Dem ältesten Sancho, blieb Castilien, und, was ihm mehr als ein Königreich werth war, ihm blieb Rodrigo-Cid.

Aber nicht bloß seinen Söhnen, auch seinen beiden Töchtern hatte Ferdinand unabhängige Gebiete versichert. Die Prinzessin Urraka ward Gebieterin von Zamora; ihre Schwester Elvira von Toro. Beide, des Erbtheils froh, bezogen die festen Burgen,

die ihnen durch die väterliche Fürsorge gesichert waren, und Semene, der das großstädtische Leben jetzt doppelt verhaßt ward, entschloß sich leicht, ihrer Mutter, die mit der Prinzessin Urraka durch innige Freundschaft verbunden war, nach Zamora zu folgen.

Hier lebten sie in fast klösterlichrr Eingezogenheit, und der Ruf der öffentlichen Angelegenheiten erreichte selten ihr Ohr.

Den jungen König Sancho hatte indeß die abermalige Theilung des Reichs um so mehr erbittert, da Ferdinands traurige Erfahrung und manche Äusserung des Vaters ihm als Erstgebornen die alleinige Nachfolge in den väterlichen Reichen gebürget hatten. Sancho war bey des Vaters Tode abwesend gewesen, und nun wähnte er, die anwesenden Geschwister hätten des Vaters Schwäche zu seinem Nachtheile gemißbrau-

chet. Auch Rodrigo'n war die Trennung der Provinzen, welche durch seine Tapferkeit größtentheils erobert waren, schmerzhaft; denn nie, wußte er, könne die Christenmacht den Mauren dauernd widerstehen, wenn die christlichen Reiche durch stete Theilungen geschwächt würden.

Dies hatte nicht nur er Ferdinanden oft wiederholt; es war die vereinte Stimme der Großen gewesen, wenn sie bey Rathsversammlungen den König umringten.

Aller Erwartung war nun durch des Königs letzten Willen getäuscht. — Die Folge war Mißtrauen unter den Geschwistern, das bald in Fehde und offenen Krieg ausbrach. Alfonso erlag zuerst. Er ward in einem blutigen Treffen bei Volpellam von Rodrigo aufs Haupt geschlagen, vor dem Altar eines Gotteshauses, in das er geflohen war,

ge-

gefangen genommen, und auf das Castel nach Burgos geführt.

Als die Nachricht von diesem Treffen nach Zamora erscholl, machte sich die erschütterte Prinzessin Urraca auf, und eilte ins Lager. Alfonso war ihr wegen seines sanften Charakters vor ihren andern Brüdern lieb, und sie kannte die Heftigkeit des ältern Bruders Sancho. Durch ihre dringende Verwendung ward es vermittelt, daß Alfonso der, seinem Leben so gefährlichen Haft entlassen und ihm der Aufenthalt in dem Kloster Sahagun am Ufer des Flusses Cea verstattet würde. Aber er mußte vorher seiner Krone entsagen und selbst auf immer sich dem Mönchthum widmen.

Durch Alfonso's Niederlage und Gefangenschaft fiel dessen Reich an Sancho'n. Aber nicht nur Leon und Oviedo vereinigte Sancho so mit Castilien. Er verjagte auch sei-

nen Bruder Garcia aus Gallicien und Portugall. Dieser Sieg ward ihm um so leichter, da Garcia sich durch Grausamkeit bey seinen Unterthanen verhaßt gemacht hatte. Der geschlagene Garcia flüchtete zu dem mächtigsten der maurischen Fürsten, dem Könige von Sevilla, Muhamed Ben Adad, der ihn theilnehmend empfing.

Durch diese gute Aufnahme ermuthiget, vielleicht durch der Schwester Urraca heimliche Eingebungen bewogen, glaubte auch Alfonso sein erzwungenes Gelübde brechen zu dürfen Er legte seine MönchsKleider ab, entfloh aus seiner Clause, und suchte Schutz bey dem Freunde seines Vaters, dem Maurischen Könige Almammum zu Toledo. Sein kluges gefälliges Betragen, seine edle Gestalt und mehr noch, sein Unglück nahmen den Mauren für ihn ein. Alfonso ward mit aller, seinem Stande gebührenden Achtung

aufgenommen, erhielt eine Wohnung neben der Königlichen Burg und nicht selten zog ihn Almammum in Reichs-Angelegenheiten zu Rathe.

König Sancho ergrimmte über diesen Bruch des ihm gegebenen Wortes; und schwor Alfonso'n und seinen Mithelfern Rache. Seine Schwester Urraca, deren Unabhängigkeit ihm längst anstößig geworden war, sollte das erste Opfer seyn.

»Auf ihre Fürbitte«, so zürnte Sancho, »entließ ich Alfonso'n aus meiner Burg; auf ihre Versicherung, daß er nie bundbrüchig werde, vergönnte ich ihm den Aufenthalt im Kloster; und nun ist sie es, die den Undankbaren ermuntert, sein heiliges, Gott und mir gethanes Gelübde zu brechen, zu dem Feinde des christlichen Namens überzugehn, und ihn gar durch seinen Rathschlag zu stärken!«

Rodrigo führte ungern das Heer auch gegen die Feste Zamora. Es war die Schwester seines Königs, die er bekriegte; Urraca's Schuld war ungewiß, und in der Burg fanden sich Semene und deren Mutter. Auch schien das Unternehmen nicht leicht. Die Feste wurde mit Recht füe eine der stärksten im Reiche gehalten, und ihr Vertheidiger war Don Arias Gonsale, ein durch seine große Fähigkeit in Kriegs- und Friedeskünsten berühmter Mann. Er hatte lange das, seiner Gebieterin drohende Ungewitter vorausgesehen, und sich zu einer kräftigen Gegenwehr gerüstet. Sancho, der selbst bey dem Belagerungs-Heer gegenwärtig war, fand den bedachtesten und entschlossensten Widerstand.

Urraca hatte die Gräfin Gormas umsonst, die Burg zu verlassen, gebeten. Antonia bestand darauf, das Schicksal der

Prinzessin zu theilen. Sie entschloß sich um so mehr dazu, da sie ihre Tochter in Sicherheit wußte. Semene hatte sich gerade, wie Zamora berennt wurde, bey Urraca's Schwester der Prinzessin Elvira zu Toro gefunden; und nun war die Rückkehr in die Burg ihr unmöglich geworden.

Sancho umringte Zamora mit dem Kern seiner Truppen.

Der Bote, welcher die Burg zur Uebergabe aufforderte, brachte die Nachricht, daß nicht Don Arias allein, daß auch alle Bürger geschworen hätten, eher zu sterben, als ihre Fürstin der brüderlichen Rache Preis zu geben. Zamoras Vertheidigung war ganz diesem Schwure gemäß. Alle Stürme des ungeduldigen Castiliers wurden mit großem Muthe abgeschlagen, und Sancho erkannte, daß nur der Hunger ihm die Feste in die Hände liefern könne. Nun ward den

Belagerten alle Zufuhr auf's sorgfältigste versperrt; der Mangel stellte sich allmählig in der Feste ein, und man begann von gütlichen Unterhandlungen zu reden. Da erhob sich ein Krieger, sein Name Bellides. »Schweigt von Unterhandlungen,« sprach er, »haltet ihr so euren Schwur, ihr Bürger? Ich will ihn halten; will euch retten, oder sterben.«

In der Nacht begab er sich als Überläufer in das feindliche Lager. Er ward vor den König geführt. »Was bewog dich zur Flucht?« fragte ihn Sancho.

»Was mich trieb,« war Bellides Antwort, »was mich trieb, verkündet mein Gesicht. Den Hungertod zu sterben mit den übrigen, dazu fand ich mich nicht verpflichtet. Ich hielt es für Thorheit, mich länger einem so mächtigen Könige zu widersetzen; ich rieth zur Übergabe. Aber die Tollen dro-

heten mich zu erwürgen, und ich verbarg mich nur mit Mühe vor ihrer Wuth, bis die Nacht meine Flucht begünstigte; wohl mir, daß ich diese Freystadt erreichte!«

»Aber,« so fragte ihn der König, »ist keine Hofnung, daß die Bürger von ihrem Wahnsinn genesen? Es ist schrecklich, über die Leichname Verhungerter in die Burg einzuziehen, und Urraca ist meine Schwester.«

Bellides zuckte die Achseln. Indeß gewann er täglich mehr des Königs Vertrauen, und so gelangte er bald zu dem Ziel, welches er sich vorgesetzet hatte. Eines Tages sprach er mit der wichtigsten Miene besiegter, innerer Unschlüssigkeit zum Könige. »Die Burg zu verlassen, dazu berechtigte mich die Pflicht mein Leben zu erhalten; aber lange habe ich angestanden, ob es mit meinem, der Prinzessin geschwornen Eide bestehe, dir die Einnahme der Burg zu erleichtern. Jetzt

hab' ich entschieden: es ist, glaub' ich Pflicht, die Bethörten zu retten, und meine Gebieterin, die sich selbst nicht entschließen kann und darf, zu befreyen. Die Burg soll durch Überrumpelung ohne Blutvergießen den seyn; folge mir König! Ich zeige dir ein Nebenthor, das die Belagerten durch unbegreifliche Nachläßigkeit völlig versäumten, ein Thor, das schnell mitten in die Stadt führt.«

Der hocherfreute Sancho konnte die Zeit nicht erwarten, diesen unbewachten Zugang zu erforschen. Damit eine so wichtige Entdeckung sicher ein Geheimniß bleibe, begab er sich in der Dämmerung ohne Zeugen mit Bellides dahin. Dieser Augenblick war es den Bellides durch seine List herbeizuführen getrachtet hatte. Er nahm die Gelegenheit wahr, und durchstieß den trauenden König verräthrisch mit seinem Wurfspieß, dann

schwang er sich aufs Pferd und erreichte glücklich die Stadt.

Die nahen Castilier sahen und erkannten den Fliehenden, sie fanden ihren König in seinem Blute. — Verrath! Verrath! so scholl es schrecklich durch das Lager. Tod dem Mörder unseres Königs! Stürmt das Nest, und keiner entrinne unserm Schwerte!

Die Wuth vereinte die Entschlossenern, beschleunigte den Angriff, stärkte jeden Arm; jeglicher wetteiferte, der erste auf der Sturmleiter zu seyn.

Nicht der Stürmenden Eifer entflammen, ihn mäßigen mußten die Anführer.

Schrecklich war der Zustand in der belagerten Feste. Fast zugleich mit der Kunde von des Königs Tode erscholl der Waffenklang aus dem feindlichen Lager, nahten sich die Sturmleitern, spieen die Belagerungs-Werkzeuge ihr tödtliches Geschoß.

Bestürzung ergriff die von Hunger Ermatteten, und selbst den Don Arias verließ auf einen Augenblick seine Geistes Gegenwart.

»So habe ich denn meinen Bruder gemordet, ohne einst meine Treuen zu retten!« rief Urraca in Verzweifelung. — »Aber auch ich allein will büßen. Ich will den Stürmern entgegen eilen, will ihnen meine Brust bieten, damit sie ihre Rache kühlen in meinem Blute.«

Umsonst hielt Antonia sie zurück.

»So laß mich wenigstens dich begleiten,« sprach sie endlich zu der Prinzessin; und nun eilten sie vereint dem Orte zu, wo die größte Gefahr drohete.

Der Muth der Belagerer hatte gesiegt; die Belagerten wichen und es ergoß sich ein Strom der Feinde der Prinzessin und ihrer Freundin entgegen. »Ich bin, die ihr sucht!« rief Urraca den Stürmenden zu. Mit dem

Worte sank sie von einem Wurfspieße getroffen zur Erde.

In dem Augenblicke drangen zwey Ritter durch die Menge. Es war Rodrigo und sein Waffenbruder Alvaro. Dieser ergriff die sinkende Urraka, jener Donna Antonia, und schnell wurden beide durch Waffen und Tod in die nächste Wohnung in Sicherheit gebracht. Dann eilten die Krieger zurück zu den Ihren, und ihr Ansehn hemmte bald der Stürmenden Wuth. Die Bürger Zamora's wurden gerettet.

Urraca's Wunde war nicht tödtlich. Sie schlug bald ihre Augen auf und fand sich in ihrer Freundin Arm. Von ihr vernahm sie ihre Rettung; »Und wer,« so fuhr Antonia fort, »wer meinest du, hat mich dem Tode entrissen? — Der Mörder meines Gemahls! — Noch nie kam, seit Gormas fiel, der Name Rodrigo über meine Lippen. Nun

nenn ich Rodrigo! Denn ihm danke ich, daß ich lebe, ja, ich danke es ihm, weil auch du lebest.«

Der Ruf, daß König Sancho fiel, erreichte mit Blitzesschnelle Toledo. Er war unbeerbt und Alfonso säumte nicht, als Erbe der Krone in Zamora zu erscheinen. Urraca empfing ihren geliebten Bruder mit Zärtlichkeit und stellte ihn dem Heere als König der Castilier vor. Alfonso schwor auf Rodrigo's Schwert, daß er unschuldig sey am Tode seines Bruders, und Rodrigo rief: es lebe König Alfonso!; das ganze Heer rief es ihm nach. Alfonso umarmte im Angesichte des Heeres den edeln Rodrigo, und Hoffnung froherer Zukunft erfüllte Aller Busen.

»Und womit soll denn ich dir lohnen?« sagte nach dem festlichen Mahle die Prinzessin Urraca zu Rodrigo'n. »Ach! ich ver-

mag es nicht; ich bin zu arm dazu. Aber ich habe eine Freundin! Wohl mir! Wohl ihr, daß sie es vermag!«

Indem sie es sagte, öffnete sich die Thüre des nahen Gemachs. Zwey Frauenzimmer traten ein. Es war Donna Antonia, und — ihre Tochter.

»Rodrigo!« so fuhr die Infantin fort, »ich will reden, da dort die Empfindung nicht Worte findet. — »Gesühnet ist des Vaters Tod durch der Mutter Leben. Dir, Rodrigo, dir verdankt die gute Tochter dies theure Leben. Rodrigo-Cid! Du verdienst Semenens Hand!«

Sie sprachs. Stille Freude durchbebte die ganze Versammlung.

Semene sank in die Arme ihres Geliebten.

II.

Roderich.

Fragment aus einer Reise nach Spanien.

Ich war in dem alten Toledo, und bald winkten mir von ihrer Höhe die merkwürdigen Trümmer des königlichen Schlosses Alcazar. Wenige bemooste Mauern, ein Stück der Haupt-Treppe und einige Marmor-Säulen entronnen der zerstörenden Zeit. In einem halben Jahrhunderte wird man nur noch die Stätte zeigen, wo einst dies prächtige Denkmal des Mächtigsten der Spanischen Herrscher *) sich erhob. Von dem gro-

*) Carl 5.

ßen Platze vor dem Pallaste hat man eine weite Aussicht auf die Gegend umher. In jäher Tiefe fließt am Fuße des Berges der Tago, und breitet sich aus über das felsigte Land. Man sieht die Bogen der schönen Brücke von Alcantara, und hört das Rauschen des Flusses, der schäumend die Bogen durchdringet. Den Blick, der von Trümmern ausging, begränzen jenseits wieder die Ruinen einer Burgfeste.

»Es ist das Castel des heiligen Cervantes,« sagte mein Führer, als mein fragender Blick darauf weilte. »Der Schutt deckt fürchterliche Dinge, die ich nicht sehen möchte. Er deckt den Eingang zu der Felsen-Höhle, welche dem Forschenden die Zukunft enthüllet. Aber keiner wagt es, einzudringen, am wenigsten in Zeiten der Gefahr. König Roderich, von den Mauren bedroht, drang ein, und er war der letzte Gothen-König, der über Spanien herrschte.

Gedankenvoll verließ ich die Höhe, schloß mich in das Gewölbe der nächsten Kloster-bibliothek ein, und las die Blätter des Mariana, worin er nach den vorhandenen Sagen, mit der Beredsamkeit eines Livius den Umsturz des Gothischen Reichs erzählt.

»Zwey Nationen ergossen sich zu Anfang des Mittelalters unwiderstehlich über die damals bekannte Erde, von Norden die Deutschen, von Süden die Araber. Der deutsche Volksstamm der Gothen drang siegreich bis in Spanien, und gründete dort ein mächtiges Reich. Die Araber strömten Afrika hinab und besiegten nach langem Widerstande das Volk der Mauren. Bey den Säulen des Herkules stießen die beyden erobernden Nationen auf einander, und lange schied sie die Meerenge von Gades.

Ein Zwiespalt unter den Spanischen Gothen

then bahnte den Maurischen Arabern einen Weg über die Enge.

Der Gothische König Witiza war gestorben, unbedauert, da bei seinem Grabe sich Aller Stimmen vereinten: er war ein Tyrann! Witiza hatte zwey Söhne hinterlassen und eine Schwester, die mit dem Grafen Julian vermählt war. Sie alle wurden bei der neuen Königswahl übergangen, und Roderich, der Herzog von Cordova, erhielt die Krone. Sein Vater war ein Schlachtopfer der Tyranney des vorigen Königs geworden. Des Tyrannen Söhne, Roderichs Rache fürchtend, flohen daher über's Meer zu ihrem Oheim Julian, der grade in wichtigen Angelegenheiten zu den Mauren gesandt war. Hier schmiedeten sie Anschläge gegen den König Roderich, der, obgleich gesetzmäßig vom Volke erwählt, doch ihnen als ein Räuber ihres Rechts erschien. Lan-

ge sträubte Julian sich gegen die Theilnahme an ihren verrätherischen Absichten, als er durch eine Beleidigung, die ihm selbst widerfuhr, dazu hingerissen wurde.

Julians Tochter, Cava, war eine der Gesellschafterinnen der Gemahlin des Königs Roderich. Von ihrer Schönheit besiegt, buhlte der König um ihre Gunst, und ward, da sie seinen Anträgen widerstand, der Tarquin dieser Lucretia. In ihrem Schmerze schrieb sie an ihren Vater, und rief ihn zur Rache gegen den Schänder ihrer Ehre auf. Der tief gekränkte Julian vergaß jetzt die unerlaßliche höhere Pflicht gegen sein Vaterland und gab den Anschlägen der Söhne Witiza's Gehör. Doch verbarg er seinen Groll, bis er seine unglückliche Tochter den Händen Roderichs entrissen hatte. Unter dem Vorgeben, daß er seine Cava zur Pflege ihrer kranken Mutter nicht entbehren könne,

entlockte er sie aus dem schimpflichen Geleite der Königin, und nun trat er mit den Mauren in Bund gegen sein Vaterland.

»Der Augenblick ist gekommen,« so sprach er zu dem Arabischen Heerführer Musa, »der Augenblick, der euch den Eingang in Europa öffnet, in das schöne Land, das bisher euch verschlossen war. Siehe an die flüchtigen Söhne Witiza's, wie sie, ihres Reiches beraubt, in der Fremde umherirren! Erbarme dich ihrer, und führe sie siegreich zurück in ihr Vaterland! Die du zu bekämpfen hast, sind nicht mehr die Gothen, welche einst sich unwiderstehlich aus dem rauhen Norden ergossen. Durch üppigen Genuß des Spanischen Überflusses und durch innere Zwietracht geschwächt, werden sie dir eine leichte Beute seyn, und das Altgothische Königsgeschlecht dankt dir seine Herstellung.

Músa traute langsam dem Verrathe. Als er aber bei einer ersten Landung Julians und der Seinen thätige Unterstützung gewahrte, so faßte er Muth, und entschloß sich zu einem zweiten Überzuge.

Roderich rüstete sich seinerseits zu kräftigem Widerstande. Eine allgemein verbreite Sage, daß der Fall Spaniens nahe sey, schwächte zwar den Gothischen Muth; doch tröstete man sich noch mit der Zauberhöhle zu Toledo. So lange die noch nicht geöffnet sey, hieß es, würde das Gothen-Reich unüberwindlich bleiben.

Roderich verlachte diese Volkssage. Die Zauberhöhle, so dachte er, enthält Schätze, die meine Vorweser aus Vorsicht hier sammelten. War je ein Augenblick vorhanden, der sie zu heben berechtigte, so erschien er jetzt.

Wie sehr auch des Königs Vertraute und

alle Stände des Reichs die Volkssage zu ehren riethen, Roderich blieb unbeweglich. Denn was die Könige wollen, sagt Mariana, das wollen sie heftig, und heftiger noch nach dem Widerspruch.*)

Die eisernen Riegel der unterirrdischen Höhle wurden gesprenget, und prasselnd thaten sich die nie geöffneten kupfernen Pforten auf. Begierig folgte Roderich dem vor ihm her sich verbreitenden Fackel-Scheine. Aber nirgends glänzten ihm Goldhaufen entgegen, die er erwartete. Endlich entdeckte er am Ende des Gewölbes einen Kasten, über den eine Leinewand gebreitet war. Als er sie entfaltete, fand er ein Gemälde. Männer mit fremden Gesichtern und wilden Geberden schienen, ihm zu drohen, und unten las er in Runen Schrift die Worte:

---

*) Ut sunt vehementes et invictae in eo quod semel proposuerunt Regum voluntates.

Das Volk, das hier dir droht,
Bringt Untergang dem Reiche,
Und dir den Tod!

Roderich hatte kaum noch Kraft, einen zweyten Blick auf das Gemälde zu werfen; aber auch die flüchtige Ansicht der Kleidung und Mienen der Männer ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß es die Mauren seyen, die ihm so furchtbar seyn sollten.

Bebend wankte er aus der Höhle zurück. Doch hatte er Gewalt genug über sich, vor dem Volke seine Furcht zu unterdrücken, und unabläßig die angefangenen Rüstungen fortzusetzen. Wirklich ging er mit einem Heere von hundert tausend Mann dem Maurischen Heerführer entgegen.

Tarik, so hieß dieser, war bei der Höhe gelandet, die bis jetzt nach ihm der Berg Tariks, (Gibraltar*) genannt wird. Die

*) Gebel al Tarik.

Verschanzungen seines Lagers bildeten das erste Aussenwerk der Feste, die in den Händen der Britten bis jetzt der vereinten Macht der Bourbone widerstand. Jetzt war Tarik bis zur Stadt Yeres in der Nähe von Cadix vorgedrungen. Hier fand er das Gothische Heer, und das Schicksal des Reiches ward entschieden. Der Strom des Guadalete, der in den Meerbusen fällt, schied noch die beiden Heere, welche von ihren Anführern durch kräftigen Zuspruch ermuntert wurden. Den Mauren flößte eine ununterbrochene Reihe von Siegen und die Hoffnung der Beute Vertrauen ein. Unter den Gothen herrschte traurige Stille, und eine Ahndung unglücklichen Erfolgs erfüllte Aller Busen und besonders den König, der von schlaflosem Kummer sichtbar verzehrt wurde. Doch befeuerte sie noch der Gedanke, daß sie für Vaterland föchten und Freyheit,

für Weib und Kind, für die Religion ihrer Väter.

Sieben Tage lang währte schon der schreckliche Kampf, und erst der achte Tag brachte Entscheidung. Roderich fuhr nach der Sitte der Gothischen Könige im goldgestickten Kleide auf einem Wagen von Elfenbein durch die Reihen und ermunterte seine Kampfgenossen. Schon lenkte sich der Sieg auf die Seiten der Gothen, als durch den Verrath des Grafen Julian ein großer Theil des Gothischen Heeres zu den Mauren überging. Allgemeines Mißtrauen erfüllte jetzt das Spanische Heer, und schwächte den Muth der Treuen. Umsonst suchte Roderich sie von neuem zu ermuthigen. Er ward in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Um sich zu retten, sprang er vom Wagen und das schnellste seiner Rosse, Orelia, enttrug ihn dem Getümmel. Mehrere

Tage verliefen und man entdeckte keine Spur, wohin er gekommen war. Endlich fand man am Ufer des Flusses das königliche Haupt-Diadem, den Wappenrock, und die mit Perlen geschmückten Spornen. »Roderich fand seinen Tod in den Wassern des Guadalete.« Das war aller Meinung. Aber nach zweyhundert Jahren fand man in einer Kirche der Portugiesischen Stadt Viseo einen Stein mit der Inschrift:

Hier ruhet
Roderich,
der letzte
König der Gothen. *)

---

*) Mariana de rebus Hisp. I. lib. 6. cap. 21 sq. Gibbon 14 S. 410. ff. der D. Übers. Baretti's Reisen. S. 391.

III.

Der Nebucadnezar des Mittelalters.

Catalonien wird durch eine Kette hoher Gebirge durchschnitten, deren schroffe Höhen grausende Abgründe bilden. Am Abhang der steilsten Höhe von Monserrate ward ein prächtiges Kloster erbauet, welches mit Recht das Spanische Loretto genannt wird. Die Fabel seiner Entstehung ist nicht weniger wunderbar, als die von der casa santa zu Loretto. Aber die Spanische Legende ist ungleich lehrreicher. Warum sollte man sie

nicht mit eben der Religiosität aufbewahren, als so manche Geschichte aus der Jüdischen Fabelzeit.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts hatte Catalonien seine eignen Regenten, die es unter dem Titel von Grafen beherrschten. Bernhard war einer dieser Grafen. Er hatte das gefährliche Glück, Vater einer schönen Tochter zu seyn. Blanka, so hieß sie, faßte im vierzehnten Jahre ihres Alters den seltsamen Entschluß, eine Einsiedlerin zu werden. Nicht das Zureden der Eltern, nicht die Bitten des Volks, selbst nicht die Seufzer ihrer Liebhaber machten sie wankend. Blanka ließ in der wildesten Gegend des Berges Monserrate eine Hütte bauen und begab sich in die Einsamkeit. Ihre Nahrung war Eicheln, Beeren und Wasser, ihre Beschäftigung Gebet.

Nicht weit von ihrer Einsiedeley wohnte

auf eben diesem Berge ein Eremit, Namens Guarino, der, obgleich noch jung, doch durch seine strenge Lebensart weit umher den Ruhm eines großen Heiligen erwarb.

Gemeinsame Andacht vereinte bald das heilige Paar, und die Folge der zu innigen Eintracht war, daß Blanka sich schwanger fand.

Guarino erschrak darob. Er liebte Blanka. Aber seine Eitelkeit, und die ihm drohende Gefahr, den ihn nährenden Ruf seiner Heiligkeit zu verlieren, siegte über die Leidenschaft und machte ihn zum Ungeheuer. Der Bösewicht stieß den Mordstahl in die Brust der Schönen, trug den blutenden Körper in eine Felsenhöhle, und floh zurück in seine Hütte. Aber das Bewußtseyn der Greuelthat folgte seiner Spur, und ließ ihm nicht Tag noch Nacht Ruhe. Er wünschte sich den Tod, und konnte nicht sterben. »Nach

Rom will ich wallfahrten,« dachte er endlich, »will dem heiligen Vater meine Missethat beichten. Durch seine Vergebung kann vielleicht der verlorne Frieden in meine Seele zurückkehren.« Der Entschluß ward bald zur That, Von seinem Dämon getrieben, durcheilte Guarino Italien, warf sich reuevoll zu den Füßen des Statthalters Christi, und wagte es, sein Verbrechen zu bekennen.

Der Pabst, von der Größe der Schuld erschüttert, weigerte beharrlich den Ablaß. »So verdamme mich denn!« rief Guarino im tiefsten Schmerzgefühle. Da erhob sich mit strafendem Ernst der heilige Vater. »Guarino!« sprach er, »du hast die Menschheit geschändet, und dich zu einem reissenden Thiere erniedrigt. Gen Himmel zu schauen und die Sprache der Menschen zu reden, bist du fortan nicht werth. Nackend sollst du und stumm zurück kriechen zu deiner

Einsiedeley, und nicht eher dich wieder aufrichten, bis eine Stimme vom Himmel dich dazu berechtiget.«

Bebend vernahm Guarino den schrecklichen Ausspruch und gehorchte. Dem Thiere gleich bewegte er im Dunkel der Nächte sich fort über die Apeninen, die Alpen und Pyrenäen, und suchte zu Fristung seines elenden Daseyns sich kümmerlichen Unterhalt. Begann es zu tagen, dann verbarg er sich in Höhlen vor dem Anblick vernünftiger Wesen. Einem Bären ähnlicher, als einem Menschen, kam der Büßende nach einer jährigen mühvollen Reise in seine Heimath zurück. Sechs Jahre lang hatte er auch hier, wie ihm geboten war, in den Catalonischen Gebirgen umher gestreift, als eines Tages Graf Bernhard sich auf einer Jagd in eine Einöde verirrte, wo ihn die Dämmerung beschlich. Er staunte nicht wenig, als er ein

Menschenähnliches Wesen an einem Dikkicht kriechen und Kräuter und Wurzeln suchen sah. Das Geschöpf war nicht wild. Er schlug es, und fromm duldete es die Schläge. Er ließ es in Ketten legen, nnd zahm folgte es seinem Treiber nach Barcellona. Der Graf gewöhnte sich allmählig an das seltene Wesen. Ihm ward ein Lager gepolstert, und es mußte, wenn er mit seinem Hofgesinde tafelte, zur Belustigung dienen. Kein Höfling ermangelte, wenn er satt war, dem Liebling des Herrn von seinem Überfluß großmüthig mitzutheilen, und selbst aus des Grafen Händen empfing er Brocken, die er, mit seinen Thränen benetzt, verzehren mußte.

Diese herablassende Gnade beugte den armen Guarino mehr, als alles, was er bisher erduldet hatte. »Bin ich denn unsterblich,« dachte er, »daß ich selbst dies zu er-

tragen vermag? Ach! wer führt mich zurück in die ödeste Wüste? Zwar lebte ich in Höhlen; ein Stein war mein Lager, das Schlangen umzischten; meine Nahrung der Thau des Himmels und wilde Wurzeln. Ich litt; aber es war ein Elysium gegen diese Hölle.«

Er dachte es; ein tiefer Seufzer brach laut hervor aus der gepreßten Brust; und siehe! in dem Augenblick scholl es im hohen Dome des Saales, wie Nachhall des Donners. Alles schwieg erstaunt. Der Donner verhallte, und man vernahm die Worte: Stehe auf, Guarino! Vergeben ist deine Sünde!

Der Büßende erhob sich, und, o Wunder! gekleidet stand er da, in seiner vorigen Gestalt. Alle erkannten den weit berufenen Einsiedler von Monserrate, der seit sieben Jahren für todt gehalten war. Guarino

erzählte nun mit vielen Thränen sein Verbrechen und seine Buße. Die Stimme vom Himmel hatte ihm Gottes Vergebung verkündet, wie hätte denn der Vater der Gemordeten noch Rache üben dürfen?

»Führe mich,« sagte der gebeugte Vater, »führe mich nur hin zu der Stäte, wo du meine unglückliche Tochter in ihrem Blute zurück ließest, damit ich ihren Gebeinen ein Grab bereite.«

»Weh,« seufzte Guarino, »du gebeutst mir noch die schwerste der Prüfungen, die der Wille des Himmels mir aufleget. Aber auch diese will ich bestehen.«

Mit Grauen nahten sie sich dem Orte, wo Guarino die Gemordete ließ. Aber wie erstaunten sie, als sie die Verwundete noch in demselben Zustande fanden, in welchem der Mörder sie verlassen hatte. Noch lebend lag sie da auf den Boden gestreckt,

und Blut entquoll ihren Wunden. Man säumte nicht, sie in ihre Einsiedeley zu bringen, und in kurzer Zeit ward Blanka geheilet.

Sie hatte, so erzählte sie, ihre Sünde bereuet und in dem Augenblick, da sie den Stich empfing, die Mutter des Heilandes so inbrünstig angerufen, daß diese sich ihrer erbarmte und sie auf eine so wunderbare Weise erhielt. Zur Dankbarkeit gegen ihre Erhalterin ließ sie an dem Orte, wo Guarino sie ermorden wollte, eine Kirche und ein Kloster erbauen. Tausende beten hier seitdem zu der lieben Frau zu Monserrate, und der ganze Felsen wimmelt von Einsiedlern, die sich an Guarino's schrecklicher Geschichte erbauen. Wohl oft denket mancher: würde das Schicksal mir eine Blanka zuführen, sicher wollte ich sie nicht morden.*)

*) Baretti's Reisen, S. 279.

IV.

Der Prozeß.

Zwey Freunde, die lange Zeit von einander getrennt gewesen, fanden sich unvermuthet wieder zusammen. Montval, der seinen Freund Rigaud sonst als einen heitern Mann gekannt hatte, dem die Welt in einem lachenden Licht erschien, wunderte sich sehr, ihn so verändert zu finden; er war blaß, eingefallen und niedergeschlagen. Montval glaubte, er sey von einer schweren Krankheit befallen gewesen, und fragte ihn darüber, aber Rigaud fühlte an sein

Herz mit einem Blick der tiefsten Verzweiflung und sagte: Hier ist die Wunde, die nichts zu heilen im Stande ist! Montval beschwor ihn bei ihrer Freundschaft, ihm sein Herz zu entdecken, und Rigaud begann endlich nach vielen Bitten seine traurige Geschichte.

Sie kannten, fing er an, die schöne Anna d'Albini, sie war die älteste von vier Geschwistern, zwey Töchtern und einem Sohn, die ihr Vater, der frühe starb, der Aufsicht ihrer Mutter übergab.

Er war ein Italiener von Geburt, von wenigem Vermögen, und war dem Cardinal Mazarin nach Frankreich gefolgt, der ihm auch eine Stelle verschaffte, die er bis an sein Ende bekleidete. Er ließ seiner Wittwe eine Menge unbeendigter Familien-Geschäfte zurück, die sie nun allein zu besorgen hatte; unter diesen war ein Prozeß,

der mein ganzes Unglück gemacht hat. Mein Vater, der wie Sie wissen, ein Parlamentsglied war, hatte großen Einfluß auf die Entscheidung dieses Rechtsstreits. Sie hatte ihre Wohnung nahe bei der unsrigen, und kam oft selbst, ihre Bittschriften einzureichen. Sie war meinem Vater durch mächtige Freunde empfohlen; aber in meinen Augen war ihre liebenswürdige Tochter, die sie bei diesen Besuchen immer zu begleiten pflegte, die beste Empfehlung. Mademoiselle d'Albini war sehr schön, groß, wohlgebaut, ihr Haar von der schönsten hellen Farbe, die ich je gesehen habe, ihr Gesicht hatte ein schönes Oval. Der Ton ihrer Stimme war sanft, wohlklingend und einschmeichelnd. Ihr ganzes Betragen war liebenswürdig, jede ihrer Bewegungen schien Zärtlichkeit und Liebe einzuflößen.

Ich sah sie zum erstenmal im Audienz-

Zimmer meines Vaters, wo sie mit ihrer Mutter auf den Augenblick wartete, da derselbe aus dem Kabinet treten würde. Ihre Schönheit blendete mich, ich überließ mich den heftigen Bewegungen meines Herzens, indem ich glaubte, nur der Höflichkeit zu folgen, ich erbot mich die Damen zu meinem Vater zu bringen, und führte sie ins Kabinet. Hier mein Vater, sagte ich zu ihm, stelle ich Ihnen die Mutter und Tochter vor, sie warteten lange, und ich glaubte sie auszeichnen zu müssen, sie haben ein zu bedeutendes Ansehn, um sie nicht den andern Clienten vorzuziehen; wenn meine Empfehlung von Nutzen seyn könnte, so würde ich Sie bitten, ihnen zu dienen. Ich ging aus dem Zimmer, und die Unterredung der Mutter dauerte beynahe eine Stunde. Ich fand mich wieder bei ihnen, als geschäh es zufällig, wie sie das Zimmer verlassen woll-

ten. Ich fragte sie, ob sie Ursache hätten, zufrieden zu seyn. Ja, mein Herr, sagte die Mutter, wir haben Ihnen große Verbindlichkeit. Ich konnte Ihren Herrn Vater von allen Chikanen unterrichten, die man gegen mich im Schilde führt, und ich hoffe er wird mir bald Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich wollte, es hinge von mir ab, Madame, sagte ich, so würden Sie noch heute Ihre Wünsche erfüllt sehen. Sie dankte mir verbindlich, und entfernte sich mit ihrer Tochter; ich bemerkte, daß mich diese immer mit Erröthen ansah, und ihr Gesicht wegwendete, wenn ich sie dabei überraschte.

Ich trug einem Bedienten auf, Achtung zu geben, wenn die schöne Anne mit ihrer Mutter und ihren Schwestern des Abends unten an ihrer Thüre seyn würde; ich ging zu ihnen, wir wiederholten diese Zusammen-

kunft, zuweilen führte ich sie auch auf die Boulevards, aber es gelang mir nicht, mit der schönen Tochter ein besonderes Gespräch anzuknüpfen. Man empfing mich artig, nicht allein der kleinen Dienste wegen, die ich ihnen leistete, auch um der größern willen, die man von mir erwartete.

Da die Jahreszeit nicht mehr erlaubte, uns Abends auf den Spaziergängen zu sehen, so besuchte ich sie in ihrer Wohnung; wir spielten kleine Spiele zusammen, es waren gewöhnlich unsrer acht. Annens beide Schwestern, zwey Mädchen aus der Nachbarschaft, und ihre Liebhaber. Wir spielten niedrig und machten aus, den Gewinnst in eine gemeinschaftliche Kasse zu legen, um nach einiger Zeit, wenn wir Mittel dazu hätten, eine Lustbarkeit zu veranstalten, die einem jeden wieder zu gute käme. Zu diesem Ende erwählten wir durch die Mehr-

heit der Stimmen eine Schatzmeisterin, welche die Verluste einnehmen, und im Schatz aufbewahren mußte, bis die gehörige Summe beysammen seyn würde. Wir verabredeten mit einander, alle Abende zusammen zu kommen: sollte einer von uns fehlen, so wurde ein Strafgeld bestimmt, wovon die Frauenzimmer aber befreit waren. Wir gaben nicht viel Gelegenheit dazu, den Schatz zu vermehren; jeder von uns hatte seine Absichten, die Gesellschaft so wenig wie möglich zu versäumen. Die Frauenzimmer mußten uns zur Strafe küssen, wenn sie eine Zusammenkunft versäumten. So kamen wir ununterbrochen zusammen, aber ich suchte vergebens eine Gelegenheit Annen allein zu sprechen, und kam nicht vorwärts. Zurückhaltender konnte man nicht seyn, als sie es seit vier Monaten gewesen. Es entging ihr nicht, daß sie mir nicht gleichgültig war. Sie

sah recht wohl ein, aus welchem Grunde mich das Spiel anzog; aber sie vermied so sorgfältig mit mir allein zu sprechen, daß ich keine Gelegenheit finden konnte, ihr etwas zu sagen.

Unser Schatz wurde am Martinstag geöffnet, und so kleines Spiel wir auch gespielt hatten, so war er doch reich genug, um uns zu unserer Zufriedenheit belustigen zu können. Wir brachten einen Abend so angenehm zu, wie ich ihn noch niemals erlebt hatte. Unser Schatz war noch nicht erschöpft, wir beschlossen daher, weil jedes so vergnügt war, unsere Spielpartieen fortzusetzen, um noch mehr solche kleine Feste anstellen zu können. Am Fastnachtstage sollten die Zusammenkünfte für den Winter mit einem Ball feierlich beschlossen werden; die Gesellschaft verband sich dadurch noch fester, und die Kasse wurde bereichert.

Aber ohngeachtet meiner Beharrlichkeit kam ich nicht weiter. Immer war meine Geliebte mit ihrer Mutter, oder ihren Schwestern; des Abends gab die Gesellschaft tausend Mittel an die Hand, mich zu vermeiden, ohne eine Absicht zu verrathen. Aber ich wollte mich erklären, und mein Schicksal erfahren, ich liebte zu sehr, um die Ungewißheit lange ertragen zu können. Da ich sie nicht sprechen konnte, so schrieb ich ihr dieses Billet:

»Sie besitzen zu viel Klugheit um nicht zu wissen, was ich für Sie empfinde. Ich konnte mich keiner andern Sprache als der meiner Augen bedienen, doch glaube ich, es ist ihnen gelungen, sich verständlich zu machen. Die Gegenwart so vieler Menschen, die Sie umgeben, und ihr eigenes Bestreben mir auszuweichen, legten mir Stillschweigen auf. Haben Ih-

nen meine Augen noch nicht genug meine Liebe verrathen: so ist es ihre Schuld, denn diese Sprache ist ihnen noch fremd; aber wenn Sie Sich meine Blicke erklärten: so klage ich Sie der Gleichgültigkeit, oder vielmehr noch der Härte gegen mich an. Reißen Sie mich aus der peinlichen Ungewißheit, das ganze Glück meines Lebens hängt von Ihrer Antwort ab.«

Ich drückte ihr das Billet in die Hand, eine Bewegung ließ mich fürchten, sie möchte es nicht annehmen. Aber sie nahm es mit Erröthen, ohne mich anzusehen. Sie spielte diesen Abend nicht mit ihrer gewöhnlichen Lustigkeit. Am folgenden Tag versäumte ich nicht sie zu besuchen, und setzte mich ihr zur Seite. Sie ließ etwas fallen, und indem sie sich bückte, suchte sie ein Billet in meine Hände zu spielen. Meine Ungeduld, seinen Inhalt zu wissen, war zu groß. Ich

verließ augenblicklich das Spiel, in einem Nebenzimmer las ich ihre Antwort, es waren nur wenige Zeilen, sie versprach mir eine Zusammenkunft in der heiligen Kapelle, während ihre Mutter, ihrer Geschäfte wegen im Palais seyn würde. Ich nahm mit leichtem Herzen mein Spiel wieder, und freute mich, daß meine Liebesgeschichte mit einer Intrigue begann.

Ich stellte mich den folgenden Tag um die bestimmte Zeit zur Messe ein; sie kam einen Augenblick nach mir an. Als die Zuhörer die Kapelle verlassen hatten, blieben wir fast allein in der Kirche zurück. Die Augenblicke waren zu kostbar, um sie zu verlieren, ich trat näher zu ihr.

Soll ich heute erfahren, was Sie über mich bestimmt haben?

Ich weiß nicht, war ihre Antwort, was aus Ihnen werden soll; aber was mich be-

trifft: so sagt mein Herz mir nichts Gutes von dem, was aus Ihrer Bewerbung entstehen kann. Glaubte ich meinen Ahndungen, so würde ich Ihnen alle Hoffnung rauben; ich würde Sie sogar bitten, nicht mehr in unser Haus zu kommen, und vielleicht Sie im Leben nicht wieder sehen.

Die Ahndung Ihres Herzens ist traurig für mich, sagte ich, aber fühlen Sie keine Stimme dagegen, die sie bekämpfte?

Es ist so, sagte sie, und es muß etwas seyn, das stärker ist, als meine Ahndungen, denn in Ihrer Nähe fühle ich meinen Entschluß nicht mehr so fest, als ich ihn vorgestern Abend in meiner Seele fühlte: dieser Entschluß führte mich her. Ich wollte die Verbindung mit Ihnen nicht aufgeben, da keine unter uns bis jetzt statt fand, aber ich wollte Sie bitten, keine unter uns anknüpfen zu wollen, ich wollte Ihnen sagen, daß

Sie mir zu gleichgültig sind, um Sie mit andern Augen anzusehen, als die Pflicht es mir gebietet — Aber — — Sie hielt mit Thränen im Auge ihre Stimme zurück.

Fahren Sie fort, rief ich aus, erklären Sie mir dies Aber!

Was soll ich Ihnen sagen, sprach sie erröthend, ich fühle mich seit diesem Morgen ganz verändert —

Die Heiligkeit des Ortes verhinderte mich nicht ihre Hand zu fassen, und sie zu küssen, ich dankte ihr mit einem Entzücken, wie ich es niemals gefühlt hatte.

Der Ort war zu einer Unterhaltung nicht bequem, die Hereintretenden hätten ein Ärgerniß daran genommen. Ich führte Annen zu einem Buchhändler in der Nähe, wir setzten uns in den Laden, es war der Weg, den ihre Mutter auch nehmen mußte. Der Buchhändler war mein Freund, und wir

konnten uns ungestört bey ihm unterreden. Ich dankte ihr für ihre Offenherzigkeit. Sie sagte mir, daß ich darum nicht schlimmer von ihr denken möchte, sie habe mich geliebt, ehe ich noch mit ihr gesprochen hätte. Ich wäre die Ursache, daß sie ihrer Mutter ohne Widerwillen zu meinem Vater gefolgt sey, weil sie die Hoffnung im Herzen getragen, daß sie mir vielleicht begegnen könne. Ich lege Ihnen gern dieses Geständniß ab, sagte sie, Sie sollen nicht glauben, daß meine Zärtlichkeit für Sie die Folge meiner Dankbarkeit ist, noch Ehrgeiz zum Grunde hat; Sie sollen sich überzeugen, daß mein Herz allein gewählt hat.

Alles was ich konnte, sagte ich ihr, um ihr zu zeigen, wie glücklich sie mich durch diese Erklärung mache. Ich glaube gern, sagte sie, daß es so ist, und ich wünsche es auch, aber Sie sind doch schuld, daß ich jetzt

einen Schritt thue, den ich fürchten muß lange zu bereuen. Sie lieben mich, Sie sagen es mir und ich glaube es gern, auch ich lasse Sie in mein Herz sehen, aber wohin führet uns dies alles? Sehen Sie nicht, daß wir nicht für einander geschaffen sind? Meine Familie ist nicht unedel, aber doch kömmt sie nicht der Ihrigen gleich. Das Vermögen setzt Sie weit über mich, und ich ehre die Tugend zu sehr, um Ihnen etwas zu gewähren, was mich in Ihren Augen herabsetzen kann. Dies sind Gründe genug, die mich fast bestimmen sollten, Sie nicht mehr zu sehen. Welchen glücklichen Ausgang kann ich unter diesen Umständen voraussehen? Sie verlieren die Zeit bey mir, Sie werden sich Feinde machen unter denen, von welchen Sie abhängen. Auch wird man Ihre Besuche zu meinem Nachtheil auslegen, weil alle Welt überzeugt ist, daß

ich keine Ansprüche auf Ihre Hand machen kann. Wenn auch meine Unschuld gerettet wird, wie ich hoffe, so werde ich doch mit meinem guten Ruf das Vergnügen erkaufen, Sie zu sehen.

Alle diese Gründe habe ich mir schon selbst gesagt, entgegnete ich ihr, aber mein Entschluß bleibt fest. Wahr ist es, daß wir keine Hoffnung haben, so lange mein Vater lebt, an eine Heirath zu denken; aber ist es nicht erlaubt, uns zu lieben? Dürfen wir uns nicht ohne sein Wissen verbinden? Ich bin in dem Alter, einen solchen Schritt thun zu dürfen, ich finde Priester, die es wagen, uns zu trauen, wenn Sie darein willigen, schönste Anne, und die Provinzen oder das Ausland bieten uns eine Freystatt an, so lange der Zorn meines Vaters dauert.

Sie antwortete auf alles was ich sagte, nichts, als: dieses alles wäre nur Schwär-

meren. Sie könne nicht in eine Heirath willigen, die mich dem Zorn meines Vaters aussetzte, und uns ein fremdes Land müßte suchen lassen! »Auch wenn ein Priester,« sagte sie, »sich fände, der kühn genug wäre, uns heimlich zu trauen, so würde doch Ihr Vater, der die Macht in Händen hat, eine solche Verbindung für heimlich erklären lassen. Sie würden freygesprochen, und ich dahin gebracht, meine Tage in einem Kloster zu beschließen, verhöhnt und entehrt, und was noch trauriger wäre, Ihrem Herze gleichgültig, denn der Besitz meines Herzens würde Sie nicht lange erfreuen. Nur dieses ist es, was ich fürchte, das übrige kümmert mich wenig, ich will nur Ihr Herz und sein Verlust würde mich in Verzweiflung stürzen. Würden Sie mich noch lieben, so würde es nur eine Neigung des Anstandes seyn, die nicht gegen die üble Be-

handlung Ihres Vaters Stich halten könnte, und die Schönheit einer Gemahlin, die er Ihnen antrüge, würde mir Ihre Liebe zuletzt ganz entwenden.«

Ich suchte sie über diese Furcht zu beruhigen, und sagte ihr alles was ein Mann sagen konnte, der so heftig gerührt ist. Ich erschütterte ihren Vorsatz, aber ich überredete sie nicht.

Die Mutter ging an uns vorbey, und fand uns zusammen, ohne die Ursach unserer Zusammenkunft zu vermuthen, im Gegentheil sagte sie mir: »Ich finde sie zum guten Glück, mein Herr, denn ich bedarf Ihrer Unterstützung.« Sie erzählte mir, daß man Gelder, die ihr rechtmäßig gehörten, unterschlagen wolle, nannte mir denjenigen, der es thun wollte, es war einer meiner genauen Bekannten. Ich führte sie zu ihm, er hörte den wahren Verlauf des Vorfalls,

ihre rechtmäßigen Ansprüche: meine Bitten stimmten ihn noch günstiger, sie erhielt ihr Geld zurück, und ich begleitete sie nach ihrer Wohnung.

Denselbigen Abend fand ich mich zum Spiel ein wie gewöhnlich. Anne schien mir nachdenkend, und traurig, man fragte sie, ob sie krank sey. Nein, sagte sie, und setzte hinzu: Ich und Herr Rigaud lasen im Buchladen, wo meine Mutter uns diesen Morgen fand, eine Geschichte zweyer Liebhaber, denen ihre Liebe das Leben kostete. Ich gestehe, daß mir diese Geschichte einen traurigen Eindruck zurück gelassen hat.

Mir gefiel diese erdichtete Erzählung nicht ganz. Am folgenden Morgen schrieb ich ihr, sie antwortete nicht, und ich konnte sie zu keiner Zusammenkunft bewegen, auch keinen Brief mehr von ihr erhalten. Ich betrübte mich darüber, aber es tröstete mich

zu bemerken, daß sie sich Zwang anthat, um gegen mich ein so grausames Betragen zu beobachten.

Das Weihnachtsfest kam, und die Zeit der Neujahrsbescheerungen. Ich machte der ganzen Gesellschaft Geschenke, um den Vorwand zu haben, auch Annen welche zu machen. Ich gab ihr ausser einem Paar Handschuhe, die ich ihr öffentlich überreichte, noch eine Repetiruhr, von einem Brief begleitet, der nichts von Liebe sprach. Ich wußte wohl, daß man ihn sehn würde, und nahm eine scherzhafte Wendung. Ich schrieb ihr, weil alle Abende Streitigkeiten über die Zeit entständen beim Aufbruch der Gesellschaft, so wäre es sehr gut, daß man sich ins künftige allein auf ihren Ausspruch verlassen könne, da niemand Anstand nehmen würde, ihr zu glauben, weil sie auch schon den Schatz der Gesellschaft in Verwahrung hätte. Man las

meinen Brief öffentlich vor, und man beredete sie die Uhr zu behalten, die sie sich weigerte, anzunehmen. Dies war was ich wünschen konnte. Einen andern Brief gab ich ihr ingeheim, worin ich ihr meine Absichten entdeckte. Ich sagte ihr, mir sey es ziemlich gleichgültig, wenn das Spiel zu Ende ginge, nur wünschte ich, da ich jeden Moment des Tages ihrer gedächte, daß sie auch an mich denken sollte, so oft sie nach der Zeit sähe. Ich bat sie mir zu sagen, wann die Stunde kommen würde, wo ihr Herz mehr Zärtlichkeit fühlte, ich bat sie um eine Zusammenkunft und erhielt keine Hoffnung dazu. Der Dreykönigstag kam, wir veranstalteten kleine Lustpartieen, das Karneval verging, und ohngeachtet der freyern Existenz, die man unter manchem Vorwand genießen konnte, kam ich doch keinen Schritt weiter. So sehr mich der geringe Erfolg

meiner Bemühungen schmerzte, so war ich doch gewiß, daß ich geliebt wurde: die Blikke, die Anne zuweilen auf mich richtete, bestätigten mir es. Dennoch war ich nicht glücklich; der Zufall endlich führte Umstände herbey, die mir günstiger waren, als alles was ich hätte selbst thun können.

Mein Vater hatte entdeckt, daß ich das Haus der Frau von Albini besuchte; den ganzen Winter hatte er Stillschweigen darüber beobachtet; auch die Karnevalszeit schwieg er noch: da er aber sahe, daß ich mich in der ruhigern Zeit nicht zurückzog, so fürchtete er, die Mutter möchte mich zu Schritten verleiten, die seinen Absichten zuwider wären. Ob er sich gleich nicht vor den Folgen fürchtete, so wollte er sich doch nicht in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, eine Verbindung gewaltsam zu trennen, der er zuvorkommen konnte.

Er fing an, mich im Scherz damit aufzuziehen, als er aber sahe, daß ich meine Besuche demohngeachtet nicht einstellte, so verbot er mir dies Fräulein von Albini zu besuchen. Ich gehorchte nicht, und erwähnte dieses Verbots weder bey der Mutter, noch bey der Tochter. Bald setzte er sich in den Kopf, daß diese Frau mich zum Ungehorsam gegen seine Befehle verleite, er wurde sehr über sie aufgebracht, und wenig fehlte, daß er ihr bey ihrem Prozeß nicht einen übeln Dienst geleistet hätte; doch that er es nicht, und begnügte sich ihr die Furcht dafür einzuflößen. So leicht er in Zorn zu bringen war, so hatte ihn doch seine Hitze niemals zu einer Ungerechtigkeit verleitet.

Der Prokurator der Frau von Albini überraschte sie sehr, als er ihr sagte, daß mein Vater ungehalten über sie sey. Sie wollte die Ursache seines Zornes wissen.

Noch denselben Abend sagte sie mir, was ihr der Prokurator gesagt hatte. So gut mir die Ursache bekannt war, so hütete ich mich doch sehr, sie ihr zu verrathen. Nach einigen Tagen kam die Mutter und bat mich ihr Gehör bey meinem Vater zu verschaffen. Es war ihr noch unbekannt, welche Ursachen man haben konnte, einen Groll auf sie zu werfen, denn ihre Tochter und ich hatten uns mit einer solchen Zurückhaltung gegen einander betragen, daß man ohnmöglich Verdacht auf uns werfen konnte. Aber dennoch wollte ich gern eine Erklärung zwischen ihr und meinem Vater vermeiden, und sagte ihr, daß mein Vater nicht im Stande wäre, sie zu sprechen, daß er ein Geschäft hätte, das ihm alle seine Zeit raubte. Ich bat sie nach ihrer Wohnung zu gehen, und versprach ihr mich selbst zu erkundigen, zu welcher Stunde des Tags mein Vater würde zu sprechen

seyn. Sie glaubte mir und wollte das Haus verlassen; aber indem ich ihr die Hand bot, um sie nach der Treppe zu bringen, begegneten wir Herrn Rigaud, er war durch eine heimliche Thür aus seinem Kabinet herausgekommen.

Mein Erstaunen, als ich ihn sah, vermehrte seinen Verdacht. Sie wollten nicht zu mir, meine Dame? sagte er zu meiner Begleiterin. Verzeihen Sie, mein Herr, sagte sie, ich kam in der Absicht zu fragen, wie« — Auch ich, unterbrach er sie hastig, hatte längst den Wunsch mit Ihnen zu sprechen. Bemühen Sie sich in mein Kabinet, ich werde Ihnen dort sagen, wovon ich wünsche, daß es Ihnen nicht länger unbekannt seyn möchte. Sie folgte ihm, und ich stand mehr todt als lebendig an der Treppe.

Sachte nahte ich mich der Kabinetsthür, wo ich alles hörte, was gesprochen wurde.

Anfangs sprach er sehr höflich, und dann nahm er den Ton eines Mannes an, der Gehorsam fodert. Ich zweifle gar nicht, sagte er, daß Sie, meine Dame, wie Ihre Töchter sich in Ihrem Hause auch so gut aufführen, als sie es öffentlich thun. Ich glaube nicht, daß Sie und die Ihrigen bloß den äußern Schein der Tugend annehmen, die ich immer an Ihnen bemerkte, wenn Sie sich öffentlich zeigen. Ich bin überzeugt, daß im Innern Ihres Hauses eine solche Ordnung herrscht, als in Ihrem Äussern; dessen ohngeachtet besucht Sie mein Sohn täglich troß meines Verbotes. Ich will nicht glauben, daß Sie ihm das väterliche Ansehn verachten lehren, aber das Publikum nimmt Ärgerniß an seinen fleißigen Besuchen, und könnte Sie einer Nachgiebigkeit beschuldigen, die Ihnen nicht ehrenvoll seyn würde. Kommen Sie den Nachreden der

bösen Menschen zuvor, verbannen Sie Rigaud aus Ihrem Hause, denn ich halte Sie für zu klug, als daß Sie glauben könnten, daß seinen Bewerbungen rechtmäßige Absichten zum Grunde liegen. Wäre eine Ihrer Töchter unerfahren genug, seinen Betheurungen Glauben beyzumessen, so würde sie Ursache haben ihre Leichtgläubigkeit zu bereuen.

Nichts konnte dem Erstaunen der Mutter gleich kommen. Hätte sie ihren ersten Bewegungen gefolgt, so würde sie meinem Vater hart geantwortet haben, aber sie bedurfte seiner, und stimmte einen niedrigen Ton an. Sie überraschen mich sehr, mein Herr, sagte sie. Es ist mir ganz unbekannt, ob Ihr Sohn eine Verbindung in meiner Familie hat, und ich schwöre Ihnen, daß ich noch nichts bemerkt habe. Und wenn es so wäre, so wissen diejenigen, die ein Ärger-

niß daran nehmen könnten, mehr von meinem häuslichen Zirkel, als ich selbst. Ihren Sohn duldete ich, weil es Ihr Sohn ist, und weil er mir die Mittel erleichtert, mit Ihnen über meine Angelegenheiten zu sprechen. Wir hatten eine kleine Spielgesellschaft bey uns, er nahm Theil daran, ein anderer Grund seiner Besuche ist mir nicht bekannt. Ich weiß zu gut, daß in einem Lande, wo nur der Vortheil die Verbindungen stiftet, meine Tochter keine Partie für Ihren Sohn seyn kann; aber dieses bitte ich Sie zu glauben, daß ich sie zu gut erzogen habe, um für ihre Ehre etwas befürchten zu dürfen. Erzeigen Sie mir noch die Ehre, mein Herr, mir zu sagen, auf welche unter meinen drey Töchtern das Publikum seine Augen gerichtet hat.? Man nennt keine besonders, sagte er; man tadelt nur die Beharrlichkeit seiner Besuche. So ist der

Verdacht aus der Luft gegriffen, sagte sie, aber ich verspreche Ihnen doch, daß es ein Ende haben soll. Von diesem Tag an werde ich mir die Besuche Ihres Sohnes verbitten, und ich werde es auf eine solche Art thun — —

Es ist nicht nöthig, sagte mein Vater, ein großes Aufsehn zu machen. Das würde die Aufmerksamkeit noch mehr erwecken, man würde sagen, Sie hätten nur aus Ärger so gehandelt; eine sanftere Art ist der Höflichkeit mehr angemessen. Sie versprach ihm zu folgen; beym Abschied erwähnte sie noch des Prozesses, er verhieß ihr allen Beistand. Ich verließ den Platz, wo ich das Gespräch mit angehört hatte, in einer großen Ungewißheit. Ich wußte das Compliment, das meiner wartete, wenn ich die Gesellschaft aufsuchte; ging ich nicht hin, so war es, als wüßte ich schon was kommen wür-

de. Ich schrieb Annen einen Brief den folgenden Tag und ging hin.

»Ihre Weissagungen fangen an in Erfüllung zu gehen,« hatte ich geschrieben, »die Treue, die ich Ihnen geschworen habe, ist mir nun nöthig. Ich weiß den Empfang, den mir Ihre Mutter bereitet, ich werde ihm nicht entgehen, auch wenn ich erst heute komme, es ist mir unmöglich zu leben, ohne Sie zu sehen. Gestern habe ich zu viel gelitten, und darum will ich mich heute erst allen Schrecken meines Schicksals aussetzen. Das Urtheil, das ich hören werde, wird mir den Tod geben; aber ich werde Sie doch sehen, ehe ich sterbe. Warum sprach ich Sie nicht gestern? Ich würde Sie gebeten haben, Ihre Empfindungen zu verbergen. Scheinen Sie grausam gegen mich, lassen Sie Ihre Blicke schweigen; zeigen Sie mir nur

Gleich-

Gleichgültigkeit, ich werde den Grund davon errathen, und die Welt wird sich betrügen. — Aber nein! der Schmerz würde mich tödten, wenn ich keine Liebe, keine Zärtlichkeit in Ihren Augen sähe! Jetzt ist keine Zeit mehr zur Zurückhaltung; wir müssen uns heimlich sehen. Bestimmen Sie mir den Ort unserer Zusammenkünfte! Mir kömmt es nicht zu, ihn zu bestimmen, ich werde Morgen die Messe bey den Minoriten hören. Sie fängt für mich um acht Uhr an, und wird erst um zwölf Uhr aufhören.«

Ohne daß es jemand bemerkte, gab ich Annen meinen Brief, und nahm meinen gewöhnlichen Platz neben ihr ein. Die ganze Gesellschaft war versammelt, und jeder war von der Anrede im Voraus unterrichtet, die meiner wartete. Lange beobachtete man ein

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stillschweigen, und die Mutter nahm zuerst das Wort.

Sie wollten mich betrügen, Herr Rigaud, Sie wollten es wagen, mich der guten Meinung Ihres Vaters verlustig zu machen, deren ich so sehr bedarf. Welchen Grund Sie dazu haben konnten, so zu handeln, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich bald mein Spiel verloren hätte. Ihre häufigen Besuche erwecken Verdacht. Ich erfuhr aus dem, was mir Ihr Vater sagte, welche Folgen er befürchtet, und Sie, mein Herr, werden es mir nicht verargen, wenn ich alles zu vermeiden suche, was mir einen Feind zuziehen kann. Welche Ehre mir Ihre Besuche auch machen, und wie Ihr Vater selbst glaubt, mehr als ich ihrer werth bin, so bitte ich Sie, mich ins künftige damit zu verschonen. Erlaubten es meine Verhältnisse, setzte sie mit verbissenem Zorn hinzu, und

Bayerische Staatsbibliothek München

wäre mein Prozeß geendigt: so würde ich vielleicht weniger Willfährigkeit zeigen, den Willen Ihres Vaters zu erfüllen. Es ist nicht hinreichend, daß Ihr Betragen unschuldig ist, es muß auch den Anschein so haben. Man legt Ihre Besuche auf eine Art aus, die dem guten Rufe meiner Töchter nachtheilig seyn kann, welchen zu schonen ich eben so sehr Ursache habe, als die günstigen Gesinnungen Ihres Vaters. Das ganze künftige Glück meiner Töchter hängt davon ab. Ich weiß, Sie selbst sind zu vernünftig, um auf mich böse zu werden, ich bin zu diesem Schritt aus so vielen Ursachen genöthigt.

Ich gebe es zu, Madame, sagte ich, daß mein Vater Sie auf alle Art kränken würde, weil er es sagte. Ich will nicht Schuld an Ihrem Unglück seyn, was mich zu Ihnen führte, ist daß man nirgends eine so angenehme und ausgesuchte Gesellschaft kann

versammelt finden, als hier. Aber ich verlasse Sie ohne Groll, denn ich weiß, Sie sind gezwungen, mich aus Ihrem Zirkel zu verbannen. Daß ich nie aufhören werde, Ihr bester Freund zu seyn, glauben Sie mir, Sie können auf mich zählen, wenn es darauf ankommt, Ihnen zu dienen, aber Sie müssen mir auch versprechen, daß Sie mich nicht hassen wollen. Ich schmeichle mir, daß ich Ihnen durch mich selbst keinen Anlaß dazu gegeben habe; und es wäre ungerecht, mich um meines Vaters willen zu hassen. Erlauben Sie mir aber, nur zuweilen Ihnen meine Ergebenheit bezeugen zu dürfen. Ich werde so wenig von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, daß Sie nicht in neue Verlegenheit darüber kommen sollen.

Man gab mir die Erlaubniß, und so wurde ich aus dem Hause meiner geliebten Anna verbannt, aber obgleich ich sie nicht

alle Tage sah, so nahmen meine Herzensangelegenheiten deswegen keinen langsameren Gang.

Den folgenden Morgen kam Anna zu den Minoriten; ich hatte ihr geschrieben, daß sie mich dort finden würde. Sie konnte nur so lange bleiben, um mit mir für den folgenden Tag eine Zusammenkunft in einer Kirche in der äußersten Vorstadt zu verabreden. Der Morgen kam und wir fanden uns wieder vereinigt. Mehr als drey Stunden brachten wir mit einander zu, und der Abschied war uns traurig. Ich sagte ihr, daß es mir unmöglich sey zu leben, ohne sie zu sehen, und wenn sie nicht Mitleid mit mir hätte, so würde ich ein Kloster aufsuchen, wenn der Schmerz meinem Leben kein Ende machte. Endlich stellte ich vor, so viele Zusammenkünfte könnten uns endlich verrathen, wenn sie nicht an einem verborgnen

Ort seyn könnten. Würden Sie aber, Geliebte, unter einem andern Titel, als unter dem meiner Gattin diesen Schritt wagen: so möchte man Sie erkennen, und es wäre das Schrecklichste, was uns begegnen könnte. Entschließen Sie sich, ich habe das Alter erreicht, wo ich Ihnen meine Hand anbieten kann. Mag meines Vaters Vermögen in seinen Händen bleiben, da er die Gewalt hatte, mich aus Ihrem Hause zu verbannen: das Vermögen meiner Mutter gehört mir. Über mein Herz und meine Treue bin ich nur allein Herr. Nehmen Sie die Mittel an, die ich Ihnen anbieten kann, verbinden Sie sich mit mir, ohne daß jemand dieses Band zerreißen kann.

Welches Mittel ist es? fragte sie. Ich wage alles, wenn meine Tugend gesichert ist, und ich mich selbst unschuldig glauben kann.

Lassen Sie uns einander heimlich heirathen, war meine Antwort, niemand braucht es zu wissen, als der Geistliche, und die Zeugen, die zu unserer Verbindung nöthig sind.

Machen Sie, was Sie wollen, sagte Anna; im Unglück bleibt keine Wahl. Ich kann meinem Schicksal nicht entgehen, und ich will Ihnen lieber alles aufopfern.

Der Schritt, den ich Sie thun lasse, geliebte Anna, werden Sie, hoffe ich, nicht bereuen: sagte ich ihr mit Entzücken. Sie sollen Antwort von mir haben, wenn ich alles in Richtigkeit gebracht habe. Sie können Ihrer Mutter unsere Gesinnungen erklären.

Dies werde ich nicht thun, sagte sie, vor ihr möchte ich mehr als vor allen andern Menschen unsere Verbindung geheim halten, denn aus Furcht, ihren Prozeß zu verlieren,

würde sie mich aufopfern, und das Kloster würde meine Bestimmung seyn.

Aber wie sollen wir es anfangen, einander zu sehen, wenn uns niemand eine hülfreiche Hand bietet?

Überlassen Sie es der Zeit und der Gelegenheit, sagte sie. Aber welche Plane haben Sie?

Sie sollen es erfahren, wenn alles in Richtigkeit ist, ich werde keine Zeit verlieren, mich glücklich zu machen, ich bin zu ungeduldig, und liebe Sie zu sehr, um zu zögern.

Wir machten ein Mittel aus, unsern Briefwechsel zu unterhalten, aber sie bat mich, so wenig als möglich zu schreiben, um nicht entdeckt zu werden. Wir machten aus, daß ich an der Mauer vor ihrem Fenster ein weißes Zeichen machen sollte, sie wolle alsdann ihr Fenster öffnen, und des Abends

im Vorbeygehen sollte ich den Brief hineinwerfen. Wenn sie selbst mir etwas zu sagen haben würde, so wollte sie einen Blumentopf an ihrem Fenster auf eine andere Seite stellen, als gewöhnlich, dies würde das Signal seyn, daß sie mir etwas zu sagen habe. Des Abends sollte ich mich alsdann um eilf Uhr unter ihren Fenstern finden, und sie wollte mir den Brief herauswerfen. So wurde unser Briefwechsel veranstaltet.

Nach dieser Unterhaltung kehrte ich zu meinem Vater zurück. Ich bemerkte in seinem Gesicht einen boshaften Zug von Freude, doch that ich, als ob ich nichts sähe, und weil ich sehr gut glauben konnte, daß man mir bey jedem Schritte folgen würde, so blieb ich lange acht Tage, ohne meine Geliebte zu sehen, selbst ohne ihr zu schreiben. Ich blieb mehr zu Hause als sonst.

Meine Vorsicht war nicht unnütz, man

beobachtete jeden meiner Schritte: auch Frau von Albini wurde davon unterrichtet. Ich begegnete dreymal demselben Gesicht auf meinem Wege, aber ich that nicht, als ob ich es bemerkte, indessen wollte ich doch seinem Geschäft auf die Spur kommen, und machte einen Versuch, der den Kundschafter verrieth. Ich machte mit einem meiner Verwandten eine Landpartie, ohne daß mein Vater davon unterrichtet war. Als ich in den Wagen stieg, bemerkte ich, daß der verdächtige Mann mit einem andern lange sprach und dabey auf mich deutete. Als ich zurückkam, fragte ich den Thürhüter meines Vaters nach dem Manne, der mir des Morgens so oft begegnete. Er erzählte mir, er habe früh um zehn Uhr meinen Vater zu sprechen verlangt. Da man mich um Mittag vergeblich erwartet hatte, so sey mein Vater den Nachmittag ins Haus der Frau

von Albini gegangen, aber glücklicherweise fand er sie dort ruhig mit ihren drey Töchtern an ihrer Arbeit beschäftigt.

Ich wurde immer vorsichtiger. Meiner Geliebten schrieb ich, daß sie sich nicht wundern sollte, wenn sie mich lange nicht zu sehen bekäme, und wenn ich so wenig an das zu denken schien, was mich so einzig beschäftigte. Sie schrieb mir den sonderbaren Besuch meines Vaters, empfahl mir das Geheimniß so streng wie möglich zu beobachten, und versicherte mich von neuem ihrer unverbrüchlichen Treue. Mein Betragen in den zwey nächsten Monaten war so abgemessen, daß es mir gelang, jeden Verdacht von mir zu entfernen, man folgte mir nicht mehr, wenn ich ausging, und ich benutzte nun den günstigen Zeitpunkt.

Ich hatte mehrmals einen Menschen bey dem Secretair meines Vaters gesehen, des-

sen Physiognomie mir gefiel: dieser, hoffte ich, würde mir gern dienen. Ich lies ihn zu mir kommen, gab ihm den Auftrag, einige zärtliche Briefe zu schreiben, und empfahl ihm Verschwiegenheit. Am folgenden Tag ließ ich mich zu ihm führen. Ob ich wohl wußte, daß er meine Aufträge noch nicht besorgt haben könnte; so nahm ich doch den Vorwand, ihn aufzusuchen. Ich wollte seine Wohnung sehen, ob sie tauglich wäre zu der Ausführung des Plans, den ich entworfen hatte. Das Haus war groß und gut gebaut, es war in einem entfernten Theil der Stadt, und daher tauglicher zu meinem Gebrauch. Ich fand auch angeschlagne Zettel, daß die Zimmer zu vermiethen wären. Er war überrascht, mich zu sehen, die Armuth seiner Meublen verrieth mir sein Elend. Ich ließ ein Frühstück holen, und machte ihm ein Geschenk, unter dem Vorwand das

zu bezahlen, was er schon für mich geschrieben habe. Dies gewann mir seine Neigung ganz, die schon durch meine Herablassung bestochen wurde. Er hatte eine Frau, die mir sehr zur Intrigue aufgelegt und wenig gewissenhaft schien. Ich beschloß, mich ihr zu entdecken, und verließ beide mit einer guten Meinung von mir.

Als ich einige Tage darauf den Mann nicht zu Hause wußte, suchte ich ihn in seiner Wohnung auf, die Frau wollte ihn holen, ich hielt sie aber zurück, und sagte ihr, da ich keine Geschäfte hätte, so wollte ich ihn bey ihr erwarten, und fing ein Gespräch an. Sie hatte Verstand: bey aller ihrer Häßlichkeit war ihre Unterhaltung nicht unangenehm. Ich unterhielt sie über Gegenstände, die ihrem Gesichtskreis angemessen waren. Sie klagte bald über die schlechten Zeiten, daß sie und ihr Mann so wenig

verdienten, und nur mit großer Mühe leben könnten.

Würden Sie, fing ich endlich an, wenn Sie ein Mittel fänden, sich ohne Gefahr viel zu erwerben, es aus den Händen lassen? Nein, gewiß nicht: sagte sie mit einer Miene, die mir zu verstehen gab, daß sie von Herzen sprach.

Könnten Sie ein Geheimniß bewahren? fragte ich noch. Ja, sagte sie, meine Zunge hat nie Schaden gethan.

Das ist etwas seltnes für eine Frau, sagte ich lachend. Aber hören Sie mich, fuhr ich in einem ernsthaften Tone fort; wenn es so ist, daß Sie sich geneigt fühlen, jemandem einen Dienst zu erzeigen, so verspreche ich Ihnen funfzig Louisdors, so bald die Sache richtig ist, und eine Pension von zwanzig Thalern monatlich auf eine lange Zeit, ich verlange nur Verschwiegenheit.

Die Freude, welche die Gesichtszüge dieser Frau belebte, war ohne Heuchelei. Sie betheuerte mir, wenn es so wäre, so sollte ich mich offenherzig erklären. Sie gelobte mir mit dem größten Eydschwure Verschwiegenheit über das, was ich ihr entdecken wollte.

Ich sagte ihr, welchen Dienst sie mir erzeigen könnte, daß ich ein Mädchen liebte, die kein Vermögen hätte: mein Vater würde nie in diese Verbindung willigen, ob sie gleich von guter Familie wäre. Auch mich, fuhr ich fort, liebt dieses Mädchen mit Leidenschaft: aber sie ist zu tugendhaft, um mir etwas zu gewähren, was ihr die Pflicht verbietet. Selbst ihre Mutter würde unsere Heyrath nicht zugeben. Ich sagte ihr die Gründe. Was ich Ihnen jetzt sagen will, fügte ich hinzu, ist, daß wir uns heimlich verheirathen wollen. Sie ist noch unter der

Vormundschaft: aber ich bin mündig. Von Ihnen verlange ich ein Zimmer zu unsern Zusammenkünften, das uns allein gehört. Nur vor allen Dingen aber kann ich Ihnen nicht genug Verschwiegenheit empfehlen. Nicht allein mich würden Sie dem Zorne meines Vaters aussetzen, auch meine Geliebte würde verloren seyn, ihre Mutter und ihre ganze Familie. Hier ist, was ich verlange, überlegen Sie nun, ob Sie uns beystehn wollen.

Sie sagte mir vieles, mich von meinem Vorhaben abzubringen, was sehr vernünftig war, und erweckte mir dadurch noch mehr Zutrauen, da sie so gegen ihren Vortheil sprach. Sie stellte mir alle Nachtheile einer heimlichen Verbindung vor, und machte mich auf alle Fälle aufmerksam. Der wichtigste Umstand war noch, den Priester aufzufinden, der uns trauen könnte. Ich wollte keinen

nen Geistlichen aus Paris haben, weil uns mein Vater dadurch leicht auf die Spur kommen könnte.

Aber auf welche Art wollen Sie es einrichten? fragte sie.

Wir brauchen nur einen Priester, der uns heimlich trauen will; wir werden ihm selbst nicht einmal den Trauschein abfodern.

Aber, war ihre Antwort, der Prediger hat allein nicht die Gewalt, Sie zu trauen, und die Heirath wird nichtig erklärt.

Unsere Verbindung soll nicht in den Augen der Welt gültig seyn, denn wir verlangen nicht einmal einen Trauschein, aber das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen spreche, verlangt ihr Gewissen zu beruhigen vor Gott durch eine priesterliche Einseegnung; und übrigens verläßt sie sich auf meine Treue.

Sie gab mir nun den Anschlag einen andern als Priester zu verkleiden, und Anna

zu betrügen. Ihr Vorschlag erschreckte mich, ich hatte ihr diese Bosheit nicht zugetraut, als ich ihr aber meinen Unwillen darüber zu erkennen gab, zog sie sich mit einer scherzhaften Wendung, die sie dem Gespräch gab, aus dem Spiel. Endlich fiel ihr ein Geistlicher ein, der von ihrer Bekanntschaft war: sie wollte ihn fragen, und versprach mir den nächsten Tag Antwort.

Meine Geliebte wurde von meinen Schritten unterrichtet, und ich bat sie um eine Zusammenkunft, um ihr die Antwort mitzutheilen, die mir die Frau den folgenden Tag überbringen sollte. Ich suchte auch den Tag darauf die Frau des Schreibers auf, und fand auch ihren Mann bei ihr, der schon von unserer Verabredung unterrichtet war: ich hatte alle Mühe, ihm seine Einwilligung abzugewinnen. Die Frau sagte mir, daß sie den bewußten Geistlichen gesprochen, und

sie erbot sich, ihn zu holen. Auf jeden Fall, versicherte sie mir, daß das Geheimniß bewahrt sey, denn sie habe es ihm unter dem Siegel der Beichte vertraut, sie habe ihm auch unsre Namen verschwiegen; da er mich nicht kenne: so könnte ich ihm ruhig vors Gesicht treten. Wollte er sich gewinnen lassen, so wäre die Sache richtig, wo nicht, so wäre sie wenigstens nicht schlimmer. Übrigens wäre der Priester arm. Aber es ist ein guter Geistlicher, und rechtschaffen: setzte sie hinzu. Ich ließ ihn zum Frühstück holen, und bestellte guten Wein, denn ich wollte ihn gern in eine gute Stimmung versetzen.

Sie holte den Pater, und führte ihn mit zu. Wir gingen zusammen in ein abgelegenes Zimmer. Ich redete ihn an: Es ist wohl unnöthig, mein Herr, daß ich Ihnen den Gegenstand meines Gesuchs wiederhole, die Frau vom Hause wird Sie davon un-

terrichtet haben. Es ist wahr, sagte er, sie sprach mir von etwas, aber da die Frauen sich gewöhnlich nicht deutlich erklären, so bitte ich Sie mich selbst noch davon zu unterrichten.

Ich glaubte die beste Erklärung, die ich geben könnte, wäre, daß ich ihm von Geld sprach. Ich erzählte ihm nur oberflächlich, was er zu wissen brauchte, und zeigte ihm zufällig meinen gefüllten Beutel. Hier ist, worauf es ankommt. Wollen Sie diesen Beutel? so gehört er Ihnen, wo nicht, so haben Sie keine gute Wahl getroffen; denn funfzig Louisdors sind nicht so leicht erworben, und mit so weniger Gefahr.

Ehe wir dahin kommen, war seine Antwort, ist es wichtig über die Sache einig zu seyn. Er hielt mir eine langweilige Predigt, und ich merkte nur zu bald, wie schlecht sein Rednertalent geübt sey. Er sagte mir

viel von dem Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, citirte mir Beispiele aus der Schrift und aus der Geschichte, die er ziemlich am unrechten Orte anbrachte, und von dem göttlichen Fluch. Ich empfand herzliche Langeweile. Glücklicherweise meldete man uns, daß der Tisch aufgetragen sey, dieß unterbrach ihn in seiner längsten Tirade. Er schien der guten Bissen nicht gewohnt, und aß mit dem größten Appetit, was er fand. Nun begann er seine Predigt von neuem, aber über einen andern Gegenstand, der die Anhänglichkeit der Eheleute untereinander betraf. Ich ließ ihn meine Gesinnungen von den Verhältnissen des Mannes gegen das Weib wissen, und sagte: wenn ich die Pflichten verletzen könnte, so geschäh es nicht aus Unwissenheit von meiner Seite. Ich gelobte ihm, meiner Gemahlinn ewig treu zu bleiben. Er wurde endlich gewonnen, und

versprach nicht allein uns zu trauen, sondern auch sogar einen Trauschein mit der Bedingung, daß ich sowohl wie meine Geliebte alles thun würden, was er zu unsrer wechselseitigen Sicherheit für nöthig erachte. Sie und ich sollten uns das gegenseitige schriftliche Versprechen geben, durch eine Wiederholung der Trauung noch einmal unsere Verbindung zu bestätigen, wenn die Umstände es nöthig machen würden, und man die jetzige nicht für ganz gültig erkennen sollte. Dieses sollte sobald geschehen, als wir es ohne Gefahr könnten. Auch sollten wir uns durch eine Beichte und einen heiligen Schwur verbinden, daß wir das Sakrament für wichtig und gültig erkennten, das er uns reichte. Noch eine Erklärung von meiner Hand mußte ich ihm geben, daß alles aus meinem freyen Willen geschähe. Ich war weit entfernt, seine Vorsicht zu misbil-

ligen, und versprach alles zu thun, was er von mir verlangte; auch meine Braut sollte ihre Einwilligung dazu geben.

Nachdem alles fest bestimmt war, beschlossen wir, daß den folgenden Morgen, in demselben Zimmer die Trauung vollzogen werden sollte, und um ihn noch fester an sein gegebenes Wort zu binden, gab ich eine ansehnliche Summe aus meinem Beutel. Einen Theil meines Geldes gab ich meiner Wirthin, um unsere Wohnung einzurichten. Ich empfahl ihr, alles auszusuchen, was sie Anständiges und Schönes finden könnte, nichts sollte fehlen.

Ich wußte nicht, wie ich meine Geliebte von dem was vorgegangen, unterrichten sollte, aber sie hatte schon dafür gesorgt, und als ich meine Wohnung erreicht hatte, begegnete mir noch eine alte Frau, die ein Allmosen verlangte, wobey sie ein Stück Pa-

pier hinwarf, und mir winkte, es zu nehmen. Ich hob es auf, es enthielt nur diese Worte: »Finden Sie sich um drey Uhr in demselben Ort ein, wo man Sie zum letztenmal gesprochen hat.« Ich zweifelte keinen Augenblick, woher dies Billet kommen könnte und ging zur bestimmten Zeit in die Kirche in der Vorstadt. Schon glaubte ich mir eine vergebliche Mühe gemacht zu haben, da ich die Kirche verschlossen fand, aber indem ich mein Gesicht wendete, sah ich Annen, die mir ein Zeichen gab, stehen zu bleiben. An der Ecke einer kleinen Straße erwartete ich sie, und sagte ihr: wenn sie wollte so könnte ich sie an einen Ort führen, wo wir uns lange und mit aller Sicherheit sprechen könnten. Sie schlug mir es anfangs ab; aber als ich ihr sagte, wo es wäre, so willigte sie ein. Wir hatten unsre Facres wieder fortgeschickt, und nahmen nur einen

andern, der uns an unsere neue Wohnung brachte. Wir stiegen die Treppe hinauf, ein Kind überreichte mir den Schlüssel.

Nun, liebstes Kind, sagte ich ihr, werden wir bald einander gehören. Sie sind jetzt in dem Zimmer, in dem das glückliche Band unsrer Liebe soll geknüpft werden. Hier, sagte ich und fiel ihr zu Füßen, ist der Ort, wo ich hoffen kann, zu mir selbst zu sagen, daß ich durch den Besitz von allem, was die Erde liebenswürdiges hat, der glücklichste Mann seyn werde.

Stehen Sie auf, sagte sie mit Thränen im Auge, ich will nur Ihre Zufriedenheit, aber ich fürchte, es entspinnt sich daraus für mich ein fürchterliches Schicksal! Ach warum muß das Glück einen so großen Abstand zwischen uns machen, da der Himmel unsre Herzen verbindet! Ich sehe voraus,

daß ich Ihr Unglück mache, indem ich den Willen habe, Sie glücklich zu machen.

Ich that, was ich konnte, um aus ihrem Geiste die traurigen Ahndungen zu verbannen. Sie verbarg mir ihre Gefühle, aber die Ahndungen, die ihr Herz erfüllten, deuteten nur zu früh auf das traurige Schicksal, was sie von mir trennen sollte. Ich unterrichtete sie von allen meinen Schritten, und daß ich auch für ihr Jawort gut gesagt hätte. Habe ich Ihre Befehle überschritten, fragte ich, und werden Sie mir verzeihn, daß ich so weit ging?

Ich habe nur einen Ausspruch zu thun, sagte sie mit Güte, ich werde alles thun, was Sie wünschen, und werde nicht fehlen, mich den folgenden Tag in diesem Zimmer einzufinden. Sie erzählte mir, in welche Ungeduld sie mein letzter Brief gesetzt habe, sie hätte mich gern den nehmlichen Tag noch

gesprochen. Sie habe das Billet in die Hände der armen Frau gespielt mit dem Befehl es mir selbst zu geben, und ihr doppelte Bezahlung versprochen.

Aber auf welche Art, fragte ich, werden wir unsere Zusammenkünfte in Zukunft einrichten? Darüber, erwiederte sie, seien Sie ohne Sorgen, ich werde es schon zu machen wissen, und werde mich immer einfinden, sobald Sie es wünschen.

Sie sagte mir, daß sie ihrer Mutter jetzt nichts sagen würde, jetzt würde diese noch alles aufbieten, um unsre Verbindung zu stören, weil sie den Zorn meines Vaters befürchte. Aber wenn wir ohne sie die Sache ausgeführt hätten, so würde sie die erste seyn, das strengste Geheimniß zu bewahren, weil sie fürchten würde, mein Vater möchte unsre Heirath entdecken, und an ihr Rache

nehmen für den Kummer, den wir ihm machten.

Aber wird Frau von Albini auch die Cäremonien und Form unsrer Verbindung billigen? fragte ich. Wäre sie gegen das Gesetz, sagte Anna, so würde ich auch nicht darein willigen. Sagten Sie mir nicht, daß der Geistliche selbst alle Vorsichtsregeln gebrauche? Ja, erwiederte ich. Nun so ist unsre Heirath gültig, und es wäre unnütz, sie meiner Mutter zu verbergen!

Aber versprachen Sie mir nicht, meine Geliebte, mein seyn zu wollen, wenn nur Ihr Gewissen ruhig wäre? . Ich verspreche es Ihnen noch, sagte sie; doch wenn nur mich allein die Heirath beruhigen kann, so kann ich nicht so viel Pünktlichkeit versprechen; kann aber auch meine Mutter dadurch zufrieden gestellt werden, so verspreche ich Ihnen alles. Für mich wird die Heirath

gültig seyn, wenn nur der, der uns den Segen giebt, ein Priester ist. Für mich allein verlange ich nichts weiter, aber für meine Mutter bedarf es noch mehr. Sie verstehen, was ich sagen will. Ich gebe mich Ihnen ganz hin, und will nur in Gottes Augen für Ihre Gattin gelten, Sie haben es in Ihrer Gewalt, mich in den Augen der Welt zu beschimpfen.

Nein, rief ich aus, Sie werden nicht betrogen; ich werde Ihr Vertrauen nicht misbrauchen, vor Gott und vor Menschen kann nur der Tod uns trennen. Ich hoffe es, sagte sie gerührt, ich habe einen zu festen Glauben an Ihre Rechtschaffenheit, um zu fürchten, daß Sie mich verlassen.

Unsre Wirthin unterbrach uns hier, um alles zu zeigen, was sie eingekauft hatte, aber wir gaben wenig Achtung darauf. Sie sah meine Geliebte und wurde von ihrer

Schönheit bezaubert. Wir blieben nicht lange mehr zusammen und Anna versprach den folgenden Tag um neun Uhr sich einzufinden.

Wir fanden uns zugleich in unserm neu eingerichteten Zimmer ein, und Anna war über die Einrichtung desselben erfreut. Unsre Hauswirthin hatte alles gethan, was für eine so kurze Zeit möglich gewesen. Wir schickten nach dem Geistlichen.. Ich hatte noch viele Zweifel und trübe Ahndungen zu bekämpfen, die in Annens Seele Platz nehmen wollten. Sie sagte zwar nichts bestimmtes über ihren Zustand, aber das wachsame Auge eines Liebhabers bemerkt jeden Wechsel der Empfindungen in der Seele der Geliebten. Annens Augen glänzten von Thränen.

Ist noch etwas in Ihrem Herzen, Geliebte, was Sie beunruhigen kann? fragte ich; um Gotteswillen theilen Sie meine

Freude mit mir, ich kann sie nicht rein genießen, wenn es mir nicht ganz klar ist, daß Sie sie auch in dem nehmlichen Grade theilen.

Ich nehme Theil soviel ich vermag, sprach sie in einem schwermüthigen Ton, doch ich kann mir nicht verwehren in die Zukunft einen Blick zu werfen, der mich erschreckt. Aber lassen Sie sich das keinen Kummer machen, nur für Sie fürchte ich, und wenn Sie glücklich sind, wenn es wahr ist, wie Sie sagen, daß Sie nur durch meinen Besitz glücklich werden, so wirds mich nie reuen, was ich für Sie thun kann. Ich glaube auch gewiß, fuhr sie mit einem zärtlichen Tone fort, daß ich niemals durch Ihre Schuld unglücklich bin. Was mir auch hartes widerfahren kann, nicht Sie, nur die Neigung, die mich hinreißt, und mein böses Verhängniß werde ich anklagen — Thränen rollten bey diesen Worten ihre Wangen herab und

ob ich gleich mein möglichstes that, sie zu zerstreuen, so wurde mein Herz doch tief gerührt.

Der erwartete Geistliche kam, und wir blieben länger als eine Stunde mit ihm allein. Da er ein Frauenzimmer sah, die nicht allein eine vollkommne Schönheit besaß, wie ich ihm auch schon gesagt hatte, sondern auch durch ihr Benehmen Ehrfurcht einflößte: so sagte er wider meine Erwartung nichts, was nicht einen Anstrich von Verstand und Artigkeit hatte. Er gab uns eine kurze, sehr passende Ermahnung über die Verbindlichkeit, die wir auf uns nähmen, führte die stärksten Beweise an aus heiligen und profanen Schriften, die uns die Wichtigkeit unsrer Verbindung doppelt und dreyfach fühlbar machten, und that, was er konnte, uns zu Herzen zu führen, daß wir mehr als andere Eheleute die Pflicht der Treue auf uns hätten, weil

wir uns selbst ganz allein gewählt, und wenn wir nicht glücklich wären, wir uns allein die Schuld zuschreiben könnten.

Wir hielten eine kleine Mahlzeit zusammen, die lustig genug war. Nach dem Essen mußten wir beide ein Heirathsversprechen aufsetzen, das bei einer geistlichen Untersuchung gewiß würde gültig befunden worden seyn. Wir schwuren ein ewiges unverbrüchliches Geheimniß, und nach diesem allen fragte ich ihn, wann er die priesterliche Einsegnung vollziehen wollte? Er sagte, wir müßten zuvor bey ihm Messe gehört, und gebeichtet haben, wir verabredeten die Zeit unsrer Zusammenkunft und der Geistliche verließ uns.

Anna und ich blieben noch allein. Sie war mit dem Geistlichen zufrieden, und meinte, daß ihre Mutter nichts dagegen haben könnte, weil alles in der Form ginge,

und nichts fehlte als das Aufgebot, und das Einschreiben der Heirath in das Kirchenbuch der Gemeinde. Sie besah noch einmal ihr Zimmer, ließ die Hauswirthin kommen, und gab ihr die Hälfte der funfzig Louisdors, die ich der Frau versprochen hatte.

Ich bin mit Ihren Anstalten zufrieden, sagte sie zu ihr, und danke Ihnen für Ihre Sorgfalt. Gerne gebe ich meinen Theil zu dem, was Ihnen Herr Rigaud versprochen hat. Ich sehe wohl, fuhr sie fort, daß wir das nächstemal hier zu Mittag essen werden, und ich will für die Mahlzeit sorgen. Hier haben Sie Geld, sorgen Sie für eine gute Wahl der Speisen, denn es ist mein Hochzeitmal, ich muß mich auch lustig machen; die Frau versprach es ihr, und verließ uns.

Wir blieben allein, meine Phantasie war lebhaft bewegt, ich sah Annen als meine Gattin an, und wurde zudringlicher. Nein,

sagte sie, Sie werden nicht über meine Schwäche siegen! Ich bat sie um Verzeihung und suchte der Vernunft die Oberhand über die Sinne wieder zu verschaffen. Wir verabredeten noch, wie sie es das nächstemal anstellen würde, um einen ganzen Tag von ihrem Hause abwesend seyn zu können. Sie hatte eine Freundin, die sie bitten wollte, sie zu einer Landpartie einzuladen. Ich werde Morgen zu ihr gehen, sagte sie, und ihr entdecken, daß ich sehr wünschte eine Partie nach Mont Valerien zu machen, aber da meine Mutter es nicht erlauben wollte, so würde ich heimlich hingehen, und bäte sie daher mir den Dienst zu erzeigen und zu thun, als hätte ich den ganzen Tag mit ihr zugebracht. Sie wird meine Bitte erfüllen, weiß ich gewiß. Käme es zum Schlimmsten und meine Mutter erführe, daß ich allein gegangen wäre, so würde sie schelten, aber

da sie schon so oft um Kleinigkeiten mit mir schmälte, so hat das nicht viel zu sagen. Eine Gelegenheit wie diese verdient es wohl, daß ich es auf ein bischen Schelten meiner Mutter wage! Ich werde mich gewiß einstellen, auf welche Art es seyn mag! Wir umarmten uns herzlich, und schieden von einander.

Den Tag vor unserer Verbindung begegnete ich zufälligerweise dem Geistlichen, ich ging mit ihm in den Garten der Kapuziner, ein Mönch von seiner Bekanntschaft kam zu uns und mischte sich in unser Gespräch. Da ich sie beide noch nicht genug kannte, um über andre als geistliche Dinge zu sprechen, so knüpften wir ein Gespräch über dieselben an. Es war ein eigner Zufall, der gerade meinen Vater in den Klostergarten führte, er sah mich mit einem Geistlichen und einem Mönch in einem ernsthaften Gespräch und

wurde neugierig, es zu hören. Wir sprachen über einen Gegenstand, den wir nicht besser hätten wählen können, über den verlornen Sohn. Die Predigt über eine wahre Bekehrung, nach vielen Verirrungen, wurde recht gründlich gehalten, die Art, wie der Geistliche und der Mönch darüber sprachen, bewegte mich bis zu Thränen.

Ich trat zurück um meine Bewegung zu verbergen, und wie groß war mein Schrekken, als ich im Umwenden meinen Vater erblickte, der sich hinter eine Hecke verborgen, und unser Gespräche mit angehört hatte. Ich hatte Mühe, mich von der Bestürzung zu erhohlen, in die mich sein Anblick versetzte; er wurde es gewahr, und sagte; das Übel mein Sohn ist nicht so groß, Sie hätten Ihre Zeit noch schlimmer anwenden können, ich wußte nicht, daß Sie ein so rechtschaffner Mensch sind. Ich antwortete kei-

ne Sylbe, machte ihm eine tiefe Verbeugung und verließ den Garten mit dem Geistlichen, der mich hergebracht hatte.

Als ich am Abend nach Hause kam, erfuhr ich, daß mein Vater sehr aufgebracht über mich wäre, dreymal hatte er schon nach mir geschickt und fragen lassen, ob ich nicht zurückgekommen, und wollte ohne mich nicht zu Nacht essen. Ich glaubte mich verloren und fürchtete, er habe etwas von unsrer Heirath gehört, ob ich gleich mich nicht erinnerte, daß ich mit dem Geistlichen darüber gesprochen. Ich war in Verzweiflung, aber ich betrog mich glücklicherweise ganz. Ich konnte niemals erfahren, warum er einen solchen Groll auf Mönche hatte, und besonders gegen die Bettelorden, er haßte sie wie die Pest. Wie ich aus dem Kloster war, fragte er den Pförtner, ob ich das Kloster oft besuche, dieser sagte Ja, denn einer mei-

ner Freunde hatte sich in diesen Orden begeben, und diesen besuchte ich oft. Diese Antwort und mein Gespräch mit den beyden Geistlichen machten ihn stutzen, dazu kam noch, daß ich meinem Bedienten den Abschied gegeben hatte, ohne noch einen andern zu haben, der von ihm abhängig wäre, und daß ich nicht anders als zu Fuß ausging, weil ich nicht wollte, daß man meine Gänge ausspähte. Seine Muthmaßungen wären nicht unrichtig gewesen, wenn mich nicht andere Plane bestimmt hätten, so zu handeln.

Er hatte schon viel Verwünschungen gegen die Klöster ausgestoßen, und als ich zu ihm kam, wurde er noch heftiger.

Du bereitest mir eine schöne Belohnung, rief er mir mit Hitze entgegen! Fürchtest du dich, nichts mehr zu leben zu haben, oder nichts zu erwerben, daß du den Bettler-Eid

schwören willst? Wenn ich deine Denkart niedrig genug glauben könnte, dich in ein Kloster stecken zu können, so drehte ich dir den Hals um, oder ich sperrte dich in einen Ort ein, wo du besser eingemauert seyn würdest.

Diese Furcht von seiner Seite war mir nicht unlieb. Ich begnügte mich ihm eidlich zu versichern, daß ich einen solchen Entschluß nie ohne seine Einwilligung fassen würde. Er fuhr den ganzen Abend in seinen Verwünschungen fort, und setzte die Mönche herunter. Ich weiß nicht woher ihm dieser Haß kam: weit entfernt seine Mildthätigkeit gegen sie zu üben, beleidigte er sie wo er nur konnte. Ob er gleich die Austheilung der Allmosen besorgte, so war er doch nur gegen Krüppel und uneheliche Kinder freygebig, die sich nichts selbst erwerben konnten. Er verspottete nun die Bettelmönche mit solcher

Bitterkeit, daß alle Bedienten glauben mußten, er wäre von meinem Vorhaben unterrichtet, und ich wollte im Ernst in den Orden treten. Den Bedienten, den ich fortgeschickt hatte, ließ er wieder holen, und befahl ihm von allen meinen Schritten Rechenschaft zu geben. Gehorchst du nicht meinen Befehlen, sagte er zu ihm, so siehst du in mir den Mann, der dich wird aufhängen lassen. Ich halte Wort und ich werde erfahren, ob du mir gehorchst! . . Ich wußte genug, um zu erwarten, daß jeder meiner Schritte an dem folgenden Morgen würde ausgespäht werden; deswegen kam ich der Wachsamkeit des Bedienten zuvor, eilte ehe der Tag kam durch den Garten, und machte solche Umwege, um zu der Kirche zu kommen, die ich suchte, daß er ärger als ein Dämon hätte seyn müssen, wenn er mich hätte auffinden wollen.

Ich traf um die bestimmte Stunde in der Kirche ein, man erwartete mich in einer Seitenkapelle, die verschlossen wurde, sobald ich darin war. Wir wurden sogleich getraut. Man öffnete alsdann die Thüren und der Priester las eine öffentliche Messe. Meine Gemahlin ging zuerst heraus, und die andern folgten ihr. Ich allein blieb noch zurück mit dem Geistlichen, um ihn reichlich zu beschenken. Ich führte ihn zu einer kleinen Mahlzeit in unsre Wohnung, meine Frau machte ihm auch ein Geschenk. Er nahm unsre Heirathsversprechen, die er fünf Tage bey sich in Verwahrung gehabt, ließ uns unsre Unterschrift dazu setzen, unterschrieb es selbst und ließ sich noch durch fünf Personen, die um unser Geheimniß wußten, ein Zeugniß darüber ausfertigen. In ihrer Gegenwart ließ er uns den Eid schwören, den er verlangte, er gab mir das Versprechen von

der Hand meiner Gattin unterschrieben, und führte mich in ein Nebenzimmer, wo ein Notarius sich fand, in dessen Beiseyn ich das, was ich geschrieben, einwickelte, und mit meinem Familien-Siegel versiegelte. Auf den Umschlag schrieb ich noch zum Überfluß, daß ich es für meine Unterschrift erkenne, und daß meine wahre Willensmeinung darin enthalten sey. Der Notarius glaubte nichts anders, als daß ich mein Testament in die Hände dieses Geistlichen niederlegte.

Wir kehrten zur Gesellschaft zurück, und der Priester überreichte meiner Gemahlin das Paket. Hier, sagte er, haben Sie alle Sicherheit, die in den Augen der Menschen nöthig ist, vor Gottes Angesicht können Sie mit ruhigem Gewissen treten. Ihre Heirath hat alle mögliche Gültigkeit, bewahren Sie dieses Paket, entsiegeln Sie es nicht früher, als es nothwendig seyn wird, und beobach-

ten Sie, wenn Sie es öffnen, alle mögliche Vorsicht, die Ihnen geschickte Rechtsgelehrte rathen werden.

Ich glaubte meines Theils, daß nach allen Sicherheits-Regeln nichts mehr einzuwenden war, und Anna konnte mich nun ohne Schwierigkeit als ihren Gemahl erkennen. Sie machte auch keine weitere Umstände, und ich hatte alle Ursache mit ihrem Betragen zufrieden zu seyn.

Sie war in einem einfachen Putz gekommen, und ich freute mich über diese Nachläßigkeit im Anzug, der mich immer neue Reize an ihr entdecken ließ. Während der Geistliche und ich entfernt waren, hatte sie ihren Putz verändert, und zeigte eine Eleganz in ihrem Anzug, die ihrem Geschmack Ehre machte: sie war zum Entzücken schön. Unsere Zeugen waren die Hochzeitgäste, die Gesellschaft entfernte sich bald zu meiner

Freude, und meine Geliebte war mit mir allein. Wie glücklich fühlte ich mich in ihrem Besitze! . Wir blieben bis den Abend zusammen, und ehe mich Anne verließ, bestimmten wir die nächste Zusammenkunft in zwey Tagen, denn früher konnte sie nicht kommen.

Ich gab ihr einen Schlüssel zum Zimmer, und stellte auf den Tisch alles, was zum Schreiben nöthig war, denn wir verabredeten uns, daß so oft eins von uns käme, und das andre nicht fände, so wollten wir eine andere Zeit zu unsrer Zusammenkunft bestimmen. Ich empfahl unsrer Hauswirthin noch einmal unsere Angelegenheiten, gab ihr auch einen Schlüssel zu unserm Zimmer, und verließ das Haus als der glücklichste der Menschen.

Nur meinen Bedienten hatte ich noch zu fürchten. Um ihn zu täuschen, miethete ich

noch ein Zimmer in einem Nebenhause, und ließ mit Bewilligung des Eigenthümers eine Thür durchbrechen; auf diese Art ging meine Frau niemals in das nehmliche Haus wo ich war, und mein Bedienter, der immer mir folgte, und bey dem Schreiber blieb, so lange ich im Zimmer war, sah Annen nicht herein-, noch herausgehen. Wenn ich Annen in ihrem Zimmer wußte, welches mir vermittelst einer kleinen Schnur angedeutet wurde, so schickte ich meinen Bedienten mit Aufträgen aus dem Hause, und ließ eine jede Kleinigkeit einzeln holen, um ihn recht zu beschäftigen. War sie nicht da, so ging die Hauswirthin hinein, um die Briefe zu holen, die sie könnte da gelassen haben; und ich beantwortete sie. Ich ging also niemals in Gegenwart meines Bedienten in das Zimmer, und niemals, wenn meine Frau darinnen war. Aber täglich besuchte ich das

Haus unter dem Vorwand, daß der Schreiber für mich Geschäfte habe.

Auch die Erfindungskunst meiner Frau war groß und fruchtbar. Wir fanden uns einen Nachmittag zusammen, und glaubten nicht, daß wir uns unter drey Tagen wiedersehen könnten. Aber den folgenden Tag konnte Anna wiederkommen; nun mußte ich sobald wie möglich von dieser Veränderung unterrichtet werden. Ich ging eben auf den Wällen mit zweyen meiner Freunde spazieren, sie sah mich aus ihrem Fenster und schrieb: »Ich gehe in unser Zimmer und erwarte Sie.«

Sie kam auf den Platz, wo wir waren, nahm der Gelegenheit wahr, als wir vor ihr hergingen, und rief mich ganz laut bey meinem Namen, ich wendete mich um, und sah sie. Hier, mein Herr, sagte sie mit einem lustigen Ton, ein Billet, das Sie aus

Ihrer Tasche verloren haben! Ihre Geliebte ist zu beklagen, daß sie einen so wenig vorsichtigen Liebhaber hat.«

Sie reichte mir das Billet hin, ohne sich aufzuhalten, meine Freunde kannten sie wohl; aber da ich sie in der Welt nicht sah, und keine lebende Seele unser Verständniß muthmaßen konnte, so machten sie mir den Krieg über meinen Mangel an Aufmerksamkeit gegen ein so schönes Frauenzimmer. Ich las das Billet und zerriß es mit so vieler Gleichgültigkeit, daß jene in der festen Überzeugung blieben, es habe mich wenig gerührt. Als wir uns trennten, und jeder seinen Geschäften nachging, so schien ich am wenigsten eilfertig. Ich fand Annen auf unserm Zimmer meiner warten, und bewunderte ihre Geistes Gegenwart, empfahl ihr aber doch mit mehr Vorsicht zu handeln und solche Versuche nicht oft zu wagen.

Ich sah sie eines Tags in der Messe, sie sah krank aus, und ich war unruhig darüber, ich ging diesen Tag noch in unsere Wohnung, hoffte aber nicht, sie zu finden. Sie war da, und hatte sich eingeschlossen, die Wirthin, die mich hörte, machte ein Zeichen ruhig zu seyn; sie sagte mir, meine Gemahlin wäre seit einer Stunde schon im Zimmer und hätte über Kopfweh geklagt, das ihr die Nacht den Schlaf geraubt habe. Sie hätte sich aufs Bette geworfen, um ein wenig zu ruhen, weil sie mich nicht erwartete. Ich bitte Sie, fügte die Frau hinzu, gönnen Sie ihr die Ruhe, sie bedarf es. Ich gehorchte ihr, und als ich nach einigen Stunden wieder kam, fand ich Annen nicht mehr, sie war eben fort, ich fand auf dem Tisch dieses Billet:

»Ich glaubte nicht, daß ein Mann den Schlummer seiner Frau ehren müßte. Ich

danke Ihnen für Ihre Bescheidenheit, mir ist wohl und ich bin froh, daß ich es Ihnen sagen kann. Sie fürchteten wohl, ich möchte Ihnen mein Übelbefinden mittheilen? Ich habe den Zweck, Sie zu sehen, nicht erreicht, meine Schritte waren vergeblich, vor drey Monaten würden sie es nicht gewesen seyn. Die Liebe, die Sie damals zu mir hatten, war nicht so ehrerbietig, als sie es nun geworden. Ich komme morgen wieder zur selbigen Stunde und Sie sollen mich nicht schlafend finden.«

Das Billet fand ich sehr geistreich, die Klage über die Erkältung meiner Liebe war mir neu und zärtlich, meine Antwort war in demselben Ton.

»Ich ehrte Ihren Schlummer, weil ich glaubte, er wäre Ihnen nothwendig, und Ihre Krankheit wäre nicht erdichtet. Sie

können heute schlafen, so lange es Ihnen gefällt, denn mein Herz sagt mir, daß ich krank bin, wenn Sie dieses Billet lesen. Sie sollen nicht von meinem Übelbefinden angesteckt werden, und wir werden uns erst in drey Monaten wieder hier zusammen finden. Die Liebe wird unterdessen wieder an der Lebhaftigkeit zu nehmen, die sie verloren hat, und wird alsdenn nicht mehr so ehrerbietig seyn.

Die Wirthin unterrichtete ich vom Inhalt des Billets, und von meiner Antwort, und unterrichtete sie, wie sie sich dabei verhalten sollte. Ich kam den folgenden Tag früher an als Anne, und versteckte mich, als ich sie kommen hörte. Die Wirthin sagte ihr, daß ich den vorhergehenden Tag ganz zornig das Zimmer verlassen, und ihr das Billet für sie zurückgelassen habe. Gott ists möglich? rief sie aus, und Thränen traten

ihr ins schöne Auge, nachdem sie das Billet gelesen hatte, kann er durch einen bloßen Scherz beleidigt worden seyn? Ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihr länger Kummer zu machen, trat hervor, wir umarmten uns, und der Friede war gestiftet.

Ich veranlaßte sie zu einem Spaziergang aufs freye Feld, es war das einzige mahl daß wir uns öffentlich mit einander zeigten: wir waren auch sicher niemand zu begegnen, als ein böser Zufall uns in große Verwirrung setzte. Es war einer der schönsten Sommertage, das Feld mit Korn, das reif zur Ärnte war, bedeckt. Ein kleiner Regenguß hatte am Morgen den Staub gedämpft, die Sonne war bedeckt, und ein leichter Wind mäßigte die Hitze der Jahreszeit. Das Korn war so hoch, daß es unsere Köpfe bedeckte, die Einsamkeit des Orts war einladend für uns, wir setzten uns zutraulich ins Feld und

Anne lag mir in den Armen. Plötzlich fühlte ich mich von dem Arm eines Mannes festgehalten, meine Frau schrie laut auf, und wollte entfliehen, ich wollte sie bedecken, und packte den Mann an, der uns unsanft aus unserm traulichen Gespräch störte. Ich fürchtete einen Spion meines Vaters, fürchtete er habe unsere Gespräche gehört. Er schien berauscht, und erlaubte sich unanständige Deutungen unseres Zusammenseyns. Ich gerieth in Hitze und rufte Annen zu, indem ich ihn festhielt: sie solle meinen Degen ziehn, tödte den Spitzbuben, rief ich ihr zu. Sie wollte es ohne weitere Umstände thun, als der Mann sich von mir losmachte, und uns flehend bat, seines Lebens zu schonen. Ich drohte ihn zu durchbohren, wenn er die mindeste Bewegung machte aufzustehen. Nun nahm ich Annen den Degen aus der Hand, und hieß sie nach unserer Wohnung gehen.

Du bist des Todes, wenn du dich rührst, sagte ich zu dem Mann, den ich für einen Bauer erkannte.

Der Unglückliche war so bestürzt, daß er alles that, was ich verlangte; er wäre des Todes gewesen, wenn er sich gerührt hätte. Als ich meine Frau in ihrer Wohnung glauben konnte, ließ ich ihn los, bezahlte ihm den Schaden, den unser Handgemenge in seinem Kornfeld angerichtet hatte, und nahm ihn auf einem andern Weg, als den Anne genommen hatte, mit mir fort. Wir traten in eine Vorstadt, und hier versuchte ich meinen Stock noch einmal an seinem Rücken. Zwey Bediente, die mich erkannten, und ihren Herrn im nächsten Garten erwarteten, halfen mir noch, ihm seinen Lohn geben, und sie benahmen ihm gewiß die Lust, wieder ein Gespräch zu stören.

Ich sah nicht weit von mir eine Dame

in Trauer gehen, die denselben Weg ging, den wir genommen hatten. Ich fragte die Bedienten, ob sie keine Frau in Trauer hätten vorbey gehen sehen, sie sagten ja, aber sie wäre schon weit von uns, weil sie schnell gegangen wäre. Sie glaubten, ich wäre mit dieser Dame gegangen, ich ließ sie in dem Wahn, ich begnügte mich, sie zu bitten, nichts von dem Vorfall mit dem Bauer zu sagen, und bezahlte sie für ihre Mühe.

Noch denselben Abend erfuhr mein Vater die Geschichte. Er hatte selbst die Neugier die Bedienten auszufragen, ob sie das Frauenzimmer nicht gesehen hätten; sie sagten ihm, sie sey hübsch und jung und in Trauer, aber sie kennten sie nicht; jeder Verdacht wurde gehoben, da er zumal meine Frau so gut kannte, wie ich selbst. Er scherzte mit mir über mein Abentheuer, aber weitentfernt, aufgebracht zu seyn, that er nichts

als darüber zu lachen. Ich habe lieber, sagte er, daß man dich mit einer hübschen Frau findet, als im Kloster.

Wir verlebten ein ganzes Jahr in einem glücklichen Traum unsrer Liebe. Ich war der glücklichste Mann aus der Welt, meine Frau schien mir mit jedem Tage liebenswürdiger und schöner; niemals verstanden sich wohl zwey Herzen besser. Wenn wir uns öffentlich begegneten, so begrüßten wir uns höflich, aber gleichgültig. Es ging so weit, daß selbst Annens Mutter betrogen wurde, sie beklagte sich bitter, daß ich sie ganz und gar vernachläßigte, und trug sogar einem Herrn unsrer ehmaligen Spielpartie auf, mich aufzusuchen, und auszufragen, ob sie mir Ursache gegeben hätte, mich über sie zu beklagen. Dieses zuvorkommende Wesen war nicht ohne Interesse von ihrer Seite, denn sie brauchte meiner Hülfe noch einmal in

der Angelegenheit mit meinem Freund, wo ich ihr schon einmal gute Dienste geleistet hatte. Meine Frau gab mir Nachricht davon, und wir verabredeten die Antwort, die ich der Frau von Albini geben sollte. Sie enthielt die Versicherung, daß ich ihr immer gleich ergeben sey, und gern meine Dienste ihr anböte, aber sie möchte mich davon frey sprechen, sie zu besuchen, weil es gegen den Willen meines Vaters geschehen müßte, mehr um ihrentwillen, als um meinetwillen müßte ich streng auf das Verbot halten; denn ich würde jede Stunde bey ihr seyn, wenn ich meiner Neigung folgen dürfte. Wir fanden uns im Palais zusammen ein, ich führte sie hin, wo sie meines Beistandes bedurfte, und sprach in ihrem Beiseyn mit ihrer Tochter über das, was sich in ihrem gesellschaftlichen Zirkel zugetragen hatte. Ich hatte selbst die Vorsicht gebraucht, meinen

Vater zu fragen, ob es ihm auffallend wäre, wenn ich der Dame einige Dienste leistete, die in meiner Gewalt ständen, ihr zu erzeigen? Er sagte mir, daß es ihn im Gegentheil freue, er bäte mich selbst darum; denn er habe sich meinen häufigen Besuchen nur entgegen gesetzt, weil er die Folgen gefürchtet habe.

Unmöglich war es zu glauben, daß zwey Personen, die sich öffentlich so betrugen, als wir es gegen einander thaten, Mann und Frau seyn könnten; wenn wir einander begegneten, wie oft geschah, so begrüßten wir einander so kalt, wie man die gleichgültigsten Menschen in Gesellschaft begrüßt, und vielleicht kurz vorher oder nachher umarmten wir uns mit der heißesten Zärtlichkeit.

Im Herbst zeigten sich die Folgen unsrer Verbindung. Anne entdeckte es mir, und ich freute mich darüber. Da die größte

menschliche Klugheit nicht alle Zufälle vor-
aussehen kann, so ruhte ich nicht, bis Anne
eine ansehnliche Summe Geldes von mir
annahm, was sie bis jetzt immer ausgeschla-
gen. Der Winter verging ruhig; aber man
sahe die Veränderung ihrer Gestalt nun so
deutlich, daß es unmöglich schien, solche län-
ger zu verbergen. Wir mußten nun darauf
denken, uns ihrer Mutter zu entdecken. An-
ne hatte sich dieses so leicht vorgestellt, aber
da es nun zur Ausführung kommen sollte,
so fand sie tausend Schwierigkeiten, die sie
nicht bedacht hatte. Sie fürchtete mehr als
jemahls, daß die Mutter ihre Wahl mis-
billigen würde, zumal da ich der Gegenstand
derselben war, weil sie alles von dem Zorn
und der Rache meines Vaters besorgte. Ich
tadelte ihre Furchtsamkeit, und beruhigte sie
so gut ich konnte. Nach allem dem, sagte
ich, ist es doch eine Sache, die ich nicht be-

reuen kann, möchtest Du, wir wären nicht verheirathet? Nein, antwortete sie, und noch heute würde ich denselben Schritt noch einmal thun, wenn ich ihn nicht gethan hätte! Einen Ausweg schlug ich ihr vor, und wollte Gott sie hätte mir gefolgt! sie sollte nicht zu ihrer Mutter zurückkehren, in unserer Wohnung bleiben, und heimlich ihre Niederkunft abwarten. Ihrer Mutter sollte sie schreiben, daß sie sich in einem Kloster befinde. Glaubt es deine Mutter oder glaubt sie es nicht, so haben wir doch unter zwey nothwendigen Übeln das kleinste gewählt: ihre Ehre fordert, daß sie sich vor der Welt den Schein giebt, dir zu glauben. Zugleich werde ich dich alle Tage sehen können. Aber nur setze dich nicht mehr den Augen der Menschen aus, die dich kennen, zumal in dem Viertel der Stadt, wo du wohnst.

Du hast Recht, Liebster, war ihre Ant-

wort, aber meine Mutter muß meinen Zustand kennen lernen, ich beschwöre dich darein zu willigen. Ich gab endlich nach.

Wir beschloßen ihre Mutter in unsre Wohnung zu führen, ich wollte ihr in Annens Gegenwart unsre Lage entdecken. Darauf mußten wir uns gefaßt machen, alles anzuhören, was ihr Zorn ihr eingab. Wir beschloßen allein herzukommen und sie hernach holen zu lassen; diese Zusammenkunft wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt.

Wir fanden uns zur bestimmten Zeit ein, wir schickten einen Wagen fort mit einem Billet an Frau von Albini. Anna hatte ihr geschrieben:

» Ein Umstand, der mir begegnet, liebste Mutter, und der Ihre Gegenwart nöthig macht, läßt mich die Feder ergreifen, um Sie zu bitten, eilig in den Wagen zu steigen, der Ihnen diesen Zettel bringt.

Lassen Sie sich hinführen, wohin der Kutscher angewiesen ist. Sie werden da erfahren, was ich Ihnen nur mündlich erklären kann, und in Gegenwart der Menschen, wo ich jetzt bin.

Ihre treu ergebene Tochter

Anna.«

Sie erwartete die Ankunft der Mutter mit mehr Fassung als ich hoffen konnte. Der Kutscher hatte Befehl, die Dame vor unsre Wohnung zu führen, wenn sie allein käme; wenn in Gesellschaft: so sollte er sie in die nächste Kirche führen, wo ich sie hernach abgeholt haben würde; aber sie kam allein.

Während daß wir sie erwarteten, verabredeten wir, daß ich sie zuerst empfangen sollte; weil ich eine heimliche Furcht hatte, meine Geliebte dem ersten Ausbruch des Zorns einer solchen Frau zu überlassen, die

mir wie ein böser Geist vorkam. Ich machte eine Kopie von dem Heirathsversprechen, was ich meiner Frau gegeben hatte, um es ihr zu zeigen. Kaum hatte ich dies beendigt, so hörte ich den Wagen kommen. Schnell ließ ich meine Frau ins Nebenzimmer gehen, schloß sie ein, und stellte Stühle vor die Tapetenthüre, daß man den Eingang nicht sehen konnte, und ging der Frau von Albini getrost entgegen.

Sie war sehr verwundert, mich da zu finden. Kommen Sie getrost herauf, Madame, sagte ich ihr, und bot ihr den Arm an, ich ließ Sie einladen. Ihre Tochter hat mir ihre Handschrift dazu geliehen. Wo ist sie, fragte sie hastig? Gleich wird sie hier seyn, sie ist in der Messe, sagte ich — Sie ging ins Zimmer, und ich hinunter, um den Kutscher fortzuschicken, damit Frau von Albini nicht den Einfall bekommen sollte, uns

sobald zu verlassen. Als ich ins Zimmer trat, drehte ich den Schlüssel zweymal herum, und schloß die Thüre unvermerkt ab, ohne daß sie es gewahr wurde. Sie fand das Zimmer sehr gut eingerichtet, und fragte, wem es gehöre. Ich ging leicht über ihre Fragen weg, und bot ihr einen Sessel auf einer Stelle an, wo ich glaubte, daß meine Frau unser Gespräch würde vernehmen können.

Wissen Sie wohl, Madame, fing ich an, und rückte den Stuhl näher zu ihr, wer Ihre Tochter veranlaßt hat, Sie holen zu lassen, und Sie doch nicht selbst zu empfangen? — Mir ist die Ursache unbekannt, mein Herr, sagte sie; sollten Sie sie wissen? — Ja ich weiß sie sehr gut. Anna hat einen Schritt gethan, ohne sich vorher Ihrer Einwilligung zu versichern, aber sie hat nicht die Ehrfurcht verletzt, die sie Ihnen

nen schuldig ist, und sie glaubte, Sie achteten mich genug, um ihr um meinetwillen zu vergeben. Sie hat geglaubt, fuhr ich fort, sich ohne Ihre Einwilligung verheirathen zu dürfen, die Sache ist geschehen, alles was Sie dagegen sagen könnten, kommt zu spät. Auch das soll ich Ihnen noch sagen, das sie schon im fünften Monat ihrer Schwangerschaft ist, seit zehn Monaten ist sie meine Gattin.

Ich hatte Mühe, meine Rede zu endigen, so oft wurde ich von ihr unterbrochen. Was, sagte sie, die Buhlerin ist verheirathet, und hat mir es verschwiegen! und in solchen Umständen! Ich will dir den Hals umdrehen, wo ist sie? In diesem Ton fuhr sie eine gute Zeit fort zu sprechen, und nun kam die Reihe an mich. Sie haben sie verführt, fuhr sie fort. Ihr Vater soll es gleich auf der Stelle wissen, in Saint Lazare soll

er Sie einsperren lassen. Was meine Tochter angeht, dafür will ich sorgen, sie soll in Klostermauern wohl verwahrt werden. Wie unglücklich bin ich! sie war so wohl erzogen, ihre Erziehung hatte mir so viel gekostet, und nun bin ich zu Grunde gerichtet. Mein Prozeß verloren, ich bin zur Bettlerin gemacht! Sagen Sie mir, wo sie ist, daß ich sie ersticken kann, die Unglückliche!

So wechselten in ihren Ausrufungen Mitleid und Zorn ab, und sie ließ ihrer gemeinen Denkart freyen Lauf.

Ich bedachte mich lange, was ich zu thun hätte. Unterbrach ich sie, so war zu besorgen, daß es nur ihre Wuth vermehren würde; schwieg ich aber, so mußte sie doch vor Erschöpfung aufhören. Ich ließ also ihrer Zunge freyen Lauf, ihre Wuth war entsetzlich. Sie suchte unter dem Bette, und wo nur irgend ein Anschein war, daß sich ihre

Tochter versteckt haben konnte; aber das Kabinet konnte sie zum Glück nicht finden. In der höchsten Wuth fragte sie mich immer, wo die Tochter sey, weil sie sie ersticken wollte, und je mehr ich diese gemeine Natur beobachtete, je leichter war mirs ums Herz, meine Frau vor dem ersten Ausbruch ihrer Wuth gesichert zu haben. Sie ging zur Thüre, aber sie war verschlossen. Von neuem begannen nun ihre Verwünschungen, und ich sah dem Augenblick entgegen, wo sie mir ins Gesicht springen würde, um mir die Augen auszukratzen. Dieser Zustand dauerte zwey Stunden, ohne daß ich den Mund zum Sprechen öffnen konnte, und da ich endlich sie ein wenig beruhigt sah, nahm ich das Wort, und zwar in einem stolzen Tone, weil es bey gewissen Menschen nicht rathsam ist, sich den Schein der Demuth zu geben.

Ich sagte ihr ohne Umstände, daß ich ih-

re Tochter geheirathet habe ohne ihre Einwilligung, weil ich auf diese kein Gewicht legte. Ich glaubte nicht, sie zu beschimpfen, wenn ich mich in ihre Familie eindränge, auch selbst ihre Tochter verdiente keinen Tadel darüber, daß sie mir ihre Hand gegeben hätte. Ich wäre in dem Alter, wo ich wählen könnte. Nähme sie ein Ärgerniß daran, so möchte sie thun, was ihr gut dünke. Sie möchte sich, wie sie gedroht hatte, bey meinem Vater beklagen, der mich genug durch seine Beleidigungen rächen würde. Ich würde damit loskommen, wie sie selbst sagte, einige Zeit in Saint Lazare eingesperrt zu seyn; aber ich würde die Gunst meines Vaters wieder gewinnen, sobald ich ihre Tochter verlassen wollte, sie als Mutter hingegen würde alle Achtung in den Augen der Menschen verlieren, weil sie ihre Tochter, die eine rechtmäßige Verbindung eingegangen

wäre, der Schande Preis gegeben. Ihr Prozeß würde dadurch um nichts gefördert werden, weil mein Vater, der die Ehre liebte, weit entfernt ihr für ihr niederträchtiges Opfer zu danken, sie als eine Furie ansehen würde, die ihr eignes Blut einem kleinen Interesse aufgeopfert habe. Wollte sie im Gegentheil den Weg einschlagen, den die Ehre und die Klugheit ihr vorschrieben, so würde sie auf keinen dieser Abwege gerathen. Da wir ihr unsre Verbindung so lange verheimlicht hätten, ohne bey ihr den mindesten Argwohn zu erregen, so könnten wir es auch ferner so halten. Was das Aufsehn beträfe: so könnte sie öffentlich so thun, als wenn sie ihre Tochter in ein Kloster brächte, warum diese sie öffentlich bitten sollte; sie sollte alsdann wieder an den Ort zurückkommen, wo wir jetzt wären, und hier ihre Niederkunft abwarten. Ich würde ihr

bey ihrem Prozeß auf jede Art behülflich seyn, weil mein Vortheil mit dem ihrigen enge verbunden wäre. Sie selbst würde nicht mehr genöthigt seyn, bey fremden Menschen Geld zu borgen, weil meine Börse ihr offen sey, und ich würde alles thun, was sie von einem guten Sohn nur erwarten könne. Aber wäre sie nicht geneigt uns zu verzeihen, so würde ich Himmel und Erde bewegen, um mich zu rächen. Ihre Tochter könnte ich dem Zorn meines Vaters entreißen, weil ich sie ihm verbergen könnte. Es ist wahr, sagte ich mit einem zornigen Tone, daß ich mich nicht widersetzen kann, wenn man meine Heirath für ungültig erklärt; aber man wird nicht hindern können, ihr so viel zu geben, daß sie unabhängig von Ihnen leben kann. Sie haben jetzt Ihre Tochter zum letztenmahl gesehen. Ehe eine Stunde vergeht, wird sie nicht mehr in der Stadt seyn,

und ich werde sie nicht verlassen, bis ich sie an einem sichern Ort weiß, wo sie nichts mehr zu fürchten haben soll, weder von Ihrer Wuth, noch von dem Zorn meines Vaters. Sie haben nur zu wählen, sagte ich, und öffnete die Thüre, Sie können herausgehen, wenn es Ihnen gefällt, ich werde Sie nicht zurückhalten, da Sie so wenig vernünftig sind. Aber denken Sie an das, was Sie thun, und hüten Sie sich wohl, sich für Ihr ganzes Leben Vorwürfe zu bereiten.

Ich hatte mit Recht vorausgesetzt, daß dieser heftige Ton mich besser vorwärts bringen würde, als alle Unterwürfigkeit. Sie fragte mich nach ihrer Tochter, aber mit einem Tone, der mich vernehmen ließ, daß sie anfing, sich zu besänftigen. Ihre Tochter ist in der Nähe, sagte ich; sie hört unser Gespräch, und sie thut wohl sich nicht zu zeigen, um einer übeln Behandlung auszuwei-

chen. Es hängt nur von ihr ab, sich zu zeigen, aber käme sie ungerufen, so würde ich ihr in Ihrer Gegenwart zeigen, daß ich ihr Gemahl und ihr Herr bin, und würde ihr übel lohnen, sich so zur unrechten Zeit der Gefahr einer übeln Behandlung auszusetzen.“ Sie wurde ganz beruhigt und sanft, als sie mich so im Zorn sah.

Aber, mein Herr, sagte sie endlich, wenn Herr Rigaud erfährt, wie die Sachen stehen, was wird er machen? Ich bin nur um seinetwillen böse.

Da ich sie auf diesem Weg sah, so konnte ich ihr endlich verständlich machen, wie nöthig es sey, die Sache ganz geheim zu halten. Sie gab mir Recht, und verlangte sehr nach ihrer Tochter. Ich sagte immer, daß dies keine Eil hätte, und sie sollte sich erst wieder ganz beruhigen.

Ich stellte ihr noch einmal die Rechtmä-

ßigkeit unsrer Verbindung vor, daß man sie nicht aufheben könne, ohne eine höhere Gewalt zu Hülfe zu rufen. Alle Vorsicht, die wir gebraucht hatten, machte ich geltend, und um sie ganz zu beruhigen, versprach ich noch, ihr den Priester kommen zu lassen, der uns getraut hatte. Sie bat mich es zu thun.

Er war erschrocken, als er ins Zimmer trat, denn er erwartete sie nicht; aber doch faßte er sich bald wieder. Da er alles auf sich genommen hatte, und da seine eigene Ehre dabey im Spiel war, so that er, was er konnte, um Frau von Albini von der Rechtmäßigkeit unsrer Ehe zu überzeugen. Er bewieß, daß das Sakrament der Ehe heilig und unverletzlich sey, und daß ich mich in dem Alter befinde, um eine solche Verbindung einzugehen, ohne jemandem Rechenschaft von meinen Handlungen zu geben. Der Wunsch, ihre Tochter zu sehen, wurde

nun immer lebhafter, und da ich glaubte, daß für meine Geliebte nichts zu fürchten sey, so öffnete ich die Thüre des Nebenzimmers, nahm Annen bey der Hand, und führte sie zu ihrer Mutter, der sie zu Füßen fiel. Diese hob sie mit weinenden Augen auf; Anne weinte auch, und entschuldigte sich, so gut sie konnte. Ich schloß beyde in meine Arme, und fühlte mich glücklich, daß ich endlich so viel über die Mutter gewonnen hatte.

Wir blieben mit dem Geistlichen den Mittag zusammen, und beschlossen nun, daß Madame Rigaud gleich den folgenden Tag ihre Wohnung beziehen, und zu diesem Zwekke noch diesen Abend in öffentlicher Gesellschaft ihre Mutter um Erlaubniß bitten sollte, auf einige Zeit ins Kloster zu gehen.

Madame Albini war die erste, die uns verließ, Anne blieb noch mit mir allein. Sie

sagte mir, daß es sie nicht wenig befremdet habe, mich in einem so hohen Tone mit ihrer Mutter sprechen zu hören, aber zuletzt hätte sie wohl gefühlt, daß ich den besten Weg erwählt habe. Ich küßte ihre Wange statt aller Antwort. Nun wird es mir auch vergönnt seyn, liebste Anne, einige ganz ruhige Tage bey dir zuzubringen? Sie antwortete mir mit einer Umarmung und einem Lächeln. Ich bat sie noch denselbigen Tag alles nöthige einzukaufen, damit sie alsdann nicht mehr auszugehen brauche. Sie sagte mir aber, daß sie nichts brauche, und daß unsre Hauswirthin für alles sorgen würde. Die Gunst dieser Frau hatte sie auf einen solchen Grad gewonnen, daß sie alles that, was sie nur aufbieten konnte, um ihr ihre Ergebenheit zu zeigen. So war alles bestellt, und ich hatte Annen versprochen, den folgenden Mittag bey ihrer Mutter zu seyn.

Diese befolgte ihrerseits alles, was wir beschlossen hatten. Ich fand Mutter und Tochter zusammen, und wir aßen mit einander. Darauf führte ich Annen in ihre Wohnung, wir verlebten noch manche glückliche Tage, und vier Monate verstrichen in diesem glücklichen Traum, den ich leider durch meine Unvorsichtigkeit grausam zerstörte.

Die Zeit ihrer Niederkunft nahte heran: ich hatte sie seit zwey Tagen nicht sehen können. Sie fühlte sich krank, und schrieb mir ein Billet, das mir unser Hauswirth überbringen mußte. Ich las es, und eilte zu ihr zu gehen. Als ich auf unsern Hof zuging, begegnete mir mein Vater, der mir winkte, ihm in sein Kabinet zu folgen. Er sprach mit mir von einer Stelle, die er mir verschaffen wollte, und warf einige Worte hin über einen Heirathsplan, den er für

mich entworfen habe. Obgleich er mir alles dieß nur in einer Entfernung zeigte: so wurde ich doch so bestürzt darüber, daß ich keine Antwort finden konnte. Ich zog mein Schnupftuch heraus, um meine Bewegung zu verbergen, und zum Unglück fiel der Brief meiner Frau, den ich eben empfangen hatte, mit heraus, ohne daß ich es bemerkte.

Ich ging zu meiner Geliebten, und sah sie zum letztenmal. Nach dem ersten freundlichen Willkommen sagte sie mir, daß sie sich sehr übel befände, auch hätte man in ihrem Hause nicht die gehörige Aufmerksamkeit, die ihr Zustand erfoderte. Sie bat mich, ihr zu erlauben, daß sie ihre Niederkunft bey ihrer Mutter erwarten dürfte; Ihre Schwestern wüßten, daß sie verheyrathet wäre, aber nicht mit wem, und die ganze Familie wäre sehr erfreut, sie wieder zu haben, ohne sich an dem geschehenen Schritt

zu ärgern. Ihre Niederkunft würde ein tiefes Geheimniß bleiben, denn es wären die besten Anstalten getroffen. Ihre Mutter, die das Gespräch mit anhörte, trat ihrer Tochter bey, und überredete mich nachzugeben.

Man hat ein Vorgefühl des Unglücks, und doch kann man ihm nicht entgehen! Tausend Ursachen konnten mich verhindern, meine Einwilligung zu dieser Änderung des Aufenthalts zu geben, ich nannte sie alle, und vereinigte Bitten mit Vorstellungen. Ich hatte ihnen unzählige male gesagt, daß ich selbst bey der Niederkunft zugegen seyn wollte, daß ich einen geheimen Abscheu für diesen Vorschlag habe. Das Unglück meiner Geliebten wollte es, daß sie sich aller Gewalt, die sie über mich hatte, bedienen mußte, um mich zu überreden. Ich hielt es für eine unverzeihliche Härte, meiner Frau in ihren Umständen etwas abzuschlagen; sie

stand mit der Miene und dem Ansehn einer Flehenden vor mir, und ich ließ mich besiegen.

Am folgenden Morgen sollte sie in ihr mütterliches Haus zurückkehren. Ich verließ sie erst in der Nacht, und war tausendmal im Begriff, mein Versprechen zu widerrufen; ich glaubte sie in langer Zeit nicht wieder zu sehen, unser Abschied war zärtlich, immer zog es mich wieder zu ihr zurück, wenn ich schon die Thüre in Händen hatte; es war, als trennte ich mich von jeder Freude des Lebens.

Ich kam zu meinem Vater zurück, wo ich nichts außerordentlichrs bemerkte, obgleich alles sein Ansehn für mich verändert hatte; niemand warnte mich, weil es allen unbekannt war, und ich selbst bereitete mir den tödtlichen Streich der mich treffen sollte!

Als ich aus dem Kabinet meines Vaters

ging, wo ich die Unterredung gehabt hatte, die mir so viel Bestürzung erweckte, so verließ auch er das Kabinet; er fand den Brief am Boden, sah ihn aber nicht an, weil er glaubte, daß er von seinem eignen Schreibtisch herabgefallen sey, und legte ihn zu andern Papieren, ohne etwas arges zu denken. Aber unglücklicherweise kamen durch die Bewegungen, die er machte, andre Papiere in Unordnung, und da sich dieser unglückliche Brief wieder darbot, so sah er, daß es die Hand eines Frauenzimmers sey. Beym Anblick einer unbekannten Handschrift öffnete er den Brief, und fand diese Zeilen:

»Hast du mich verlassen, liebster Gemahl? In diesem Zustand, wo ich mich langsam verzehre, wo ich nur dem Zeitpunkt entgegen sehe, Dir das erste Pfand unsrer Zärtlichkeit in Deine Hände zu geben,

ben, kannst Du zwey Tage vergehen lassen, ohne mich zu sehen! Ach, die feste Gesundheit, die ich genoß, ist zerstört, weil ich einen Tag zubringen mußte, ohne Dich zu umarmen! Jetzt bedarf ich mehr, wie je Deiner Gegenwart, Du sollst mich stärken, mir Muth einsprechen, um die Leiden, die mir drohen, standhaft ertragen zu können. Aber, wie es scheint, hast Du mich vergessen. Um Gotteswillen zögre nicht noch einen Tag, wenn Du das Leben Deiner Anne retten willst.«

Welchen Eindruck dieser Brief auf meinen Vater machte, läßt sich fühlen. Die Menschen, die von Natur gewaltthätig sind, sind mehr durch ihr Schweigen furchtbar, als wenn sie sich dem Ausbruch ihres Zorns hingeben. Er sagte kein Wort, aber es war in seinem Herzen beschlossen, uns auf ewig zu trennen, er wollte sich meiner versichern,

und Mutter und Tochter sollten auf alle ersinnliche Weise gedrückt werden. Er ging seinen Geschäften nach, wie gewöhnlich. Aber er gab einem Exempt Befehl, sich den folgenden Morgen in der Straße Saint Martin einzufinden, beym Büreau der Posten, die nach den Niederlanden gehen. Er that alles, was er mußte, um seine Schritte geltend zu machen, und trieb es so geheim, daß keiner seiner Bedienten etwas davon merken konnte. Er aß zu Mittag außer dem Hause, und kam erst Abends zurück; beym Hereingehen gab er Befehl mich zu ihm zu bringen, sobald ich nach Hause käme.

Es war eilf Uhr des Nachts. Er sagte mir kein Wort, das den geringsten Verdacht erwecken konnte. Er fragte, ob ich für den folgenden Morgen keine Geschäfte habe, und sagte er hätte Lust, mich an einen Ort zu führen, wo er mich schon längst hätte hin-

bringen sollen. Ich glaubte, daß die Rede von dem Vater des Fräuleins sey, die er mir bestimmt habe, und in dieser Voraussetzung antwortete ich, daß ich folgen würde, wohin er mich führte; das einzige Geschäft, was ich hätte, wäre, den Gerichtshof zu besuchen. Desto besser, sagte er, wir werden zusammen um Sechs Uhr hingehen.

Wir stiegen den andern Morgen früh um Sechs Uhr in seinen Wagen, es war der längste Tag im Jahr, der neunzehnte Junius: dieses unglücklichen Tages werde ich ewig gedenken! Er ließ am Büreau der Niederländischen Posten Halt machen, und hieß mich in ein Zimmer gehen. Da der Vater des mir bestimmten Fräuleins, den ich zu sehen erwartete, aus der Provinz war, so glaubte ich, er sey erst vor kurzem angekommen, und wohne im Hause; und ging also ohne Verdacht zu schöpfen ins Zimmer.

Aber kaum war ich darin, so fühlte ich mich von vier starken Männern festgehalten, die damit anfingen, mir den Degen zu nehmen. Ich blieb mehr todt als lebendig auf der Stelle feststehen. Hier werden Sie nicht lange bleiben, mein Herr, sagte mein Vater, man wird Sie an einen andern Ort führen. Dies ist die Ursache, sagte er, und hielt den unglücklichen Brief in die Höhe; kennst du den Brief?

Ich wollte ihm zu Füßen fallen; aber er drehte mir den Rücken zu und sagte zu dem Exempt: Erlauben Sie nicht, daß er jemanden spreche, und führen Sie ihn in einer halben Stunde ganz in der Stille an den Ort, den ich Ihnen gesagt habe.

Er verließ uns, und wahrscheinlich ging er nach Saint Lazare, um Befehle zu meiner Aufnahme zu geben. Der Exempt, bey dem ich blieb, bat mich, meine Kleider zu

wechseln, und reichte mir eins meiner Kleider, das ganz neu und prächtig war.

Warum, fragte ich ihn, mich besser zu kleiden, um mich ins Gefängniß zu führen?

Ihr Vater will es so, war seine Antwort, man soll glauben, Sie seyen aufs Land gereiset. Ich sah wohl ein, daß wenn ich mich nicht gutwillig auskleidete, so würde man es wider meinen Willen doch thun. Ich zog den Rock aus, und späterhin erfuhr ich, daß man einen Gerichtsdiener damit ankleidete, der von meinem Alter und von meiner Gestalt war, und dieser Schelm, von meinem Bedienten begleitet, setzte sich auf meine Pferde, und sprengte in Gallop durch die Straßen. Einer meiner Bedienten mußte in einem Wirthshause aussprengen, ich reise aufs Land, um nicht so bald wieder zu kommen. Dadurch entstand das Gerede, daß ich meine Frau verlassen hätte.

Ich protestirte gegen die Gewaltthätigkeit, mit der man mich behandelte, und berief mich auf mein Alter; man wollte mich nicht anhören. Ich bot dem Exempt meine Börse, meinen Ring, meine Uhr, wenn er mir erlauben wollte, ein Wort an meine Frau zu schreiben, ja ich versprach ihm mein ganzes Vermögen mit ihm zu theilen, wenn er mir diese Gunst erzeigen wollte. Als Versprechungen nichts halfen, drohte ich ihm, daß er alle meine Rache fühlen sollte, die ich fähig wäre, auszuüben. Er war so gleichgültig gegen meine Drohungen, als gegen meine Versprechungen. Um acht Uhr führte man mich nach Saint Lazare. Es war gerade die traurige Stunde, wo meine Anne ihr Auge auf ewig schloß.

Herr Rigaud kam in seine Wohnung zurück, als er mein Gefängniß verließ, und ging von da zu Fuß zu Frau von Albini.

Sein Besuch erregte ihre Verwunderung; aber noch mehr stieg ihr Erstaunen, als er ihr die Veranlassung seines Besuchs meldete, und in Ausdrücken, die nur die heftigste Leidenschaft entschuldigen kann. Er behandelte sie als das niedrigste Geschöpf. Sie mochte versichern, was sie auch wollte, daß sie an unserer Heyrath keine Schuld habe. Er hörte sie nicht, sondern behandelte sie immer als eine Kupplerin; von meiner Frau sprach er, wie von dem verworfensten Geschöpf, und betheuerte mit einem Eydschwur, sie sollte auch ins Gefängniß gebracht werden.

Eben als er am ärgsten wüthete, kam meine Anne in das Zimmer. Sie hatte einen Schlüssel, der ihr einen verborgnen Gang ins Haus aufschloß. Der lange Gang, durch den sie gehen mußte, war abgelegen, sie konnte der Entfernung wegen, nicht vernehmen, daß man stark in dem Zimmer ih-

rer Mutter sprach, und als sie näher kam, war es zu spät, auszuweichen. Niemand war im Hause, der sie von dem Besuch unterrichten konnte.

Sie kam in das Zimmer ihrer Mutter, der Zorn und die Wuth meines Vaters erwachten bey ihrem Anblick aufs neue, er sprach in Ausdrücken zu ihr, die sie nicht gewohnt war zu hören; sie floh aus der Thüre und stürzte ohnmächtig die Treppe hinunter, wohl zwanzig Stufen. Die Mutter, anstatt bey einem solchen Anblick Zärtlichkeit und Mitleid zu fühlen, behandelte sie in diesem schrecklichen Zustand mit der empörendsten Härte. Sehen Sie, sagte sie zu Herrn Rigaud, ob ich an dieser Heirath Schuld bin? Sie ließ eine Sänfte holen, und ließ ihre Tochter ohnmächtig in Blut schwimmend von den groben Händen der Sänftenträger anpacken, die sie bey den Hän-

den und Füßen in die Sänfte schleppten, und in diesem Zustand schickte sie ihre Tochter ins Hotel Dieu!

So groß der Zorn meines Vaters war, so entwafnete ihn dieser rührende Anblick. Die Härte dieser unnatürlichen Mutter erweichte ihn, er stand da, ohne ein Wort sprechen zu können. Das Mitleid nahm in seinem Herzen Platz. Er wollte ihr nur übel unsrer Verbindung wegen, aber nicht das Leben sollte sie verlieren, nicht ihr Kind sollte das Opfer seyn. Aufgebracht über sich selbst und die Heftigkeit verwünschend, zu der er sich verleiten lassen, verließ er das Haus, tiefer beschämt über den Auftritt, wovon er Zeuge gewesen, als die unnatürliche Mutter, die ihn veranlaßt hatte.

Er ließ ihr sagen, daß er sie gar nicht verhindern wolle, ihrer Tochter alle Dienste und Hülfe zu leisten, die sie in ihrem Zu-

stand bedürfe, und er bäte sie sehr, Sorge für sie und das Kind zu tragen, dem sie das Leben geben würde. Die Mutter, wie sie nachher selbst gestand, hatte alles nur aus einer verdammungswürdigen Politik gethan; sie wollte die Gunst meines Vaters nicht verscherzen, und Verzweiflung nahm bald in ihrem Herzen Raum, da sie sahe, daß sie durch ihre Strenge das Herz meines Vaters nicht gewann. Sie hatte ihre Tochter nach dem Hotel Dieu bringen lassen, um ihm zu zeigen, wie wenig Antheil sie an ihr nähme; aber ihre Absicht war, sie von da zurück zu holen, sobald er fort seyn würde.

Sie eilte, sobald mein Vater sie verlassen hatte, in das Hospital; sie fand ihre Tochter; aber Gott! in welchem Zustand! die Bewegung der Sänfte hatte sie aus ihrer Ohnmacht erweckt. Sie fiel zum zwey-

tenmal in denselben Zustand zurück, ohne die Kraft zu haben, ein Wort hervorzubringen. Als sie aus der zweiten Ohnmacht erwachte, fand sie sich auf einem schlechten Bette, und in der Gesellschaft der verworfensten ihres Geschlechts; welche Abscheulichkeit!

Kaum öffnete sie ihre brechenden Augen, so trug man sie in ein kleines einsames Zimmer, ihre Mutter war bey ihr, Man suchte sie zu beruhigen, aber umsonst! der Schlag war zu hart, um nicht tödtlich zu seyn. Eine Stunde wohl blieb sie ohne ein andres Lebenszeichen zu geben, als nur durch starre zerstreute Blicke, die sie nach allen Seiten hinrichtete; endlich öffnete sie den schönen Mund. Ihre erste Sorge war sich nach mir zu erkundigen; man sagte, ich sey nicht da. Sie verlangte Tinte und Feder: man gab

sie ihr. Sie schrieb so lange bis die schrecklichsten Krämpfe sie ergriffen.

»Ich sterbe: ich erwartete nicht so viel Unglück auf einmal. Ich will nicht nach den Urhebern meines Todes fragen, denn ich habe allen vergeben. Lebe wohl, theurer Gemahl, es wird dir nichts von mir übrig bleiben als mein Andenken. Ich fühle Dein Kind, es ist todt. Ich sterbe auch. Könnte ich Dich umarmen, ehe ich . . .

Hier wurden die Convulsionen heftiger, sie konnte nicht mehr schreiben: ihre Besinnung kam zurück, und sie verlangte die Absolution, die man ihr gab. Sie gebar ein todtes Kind, und starb in den Geburtsschmerzen; sie ertrug alles ohne ein Wort gegen jemanden zu sprechen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Ich war eingeschlossen in Saint Lazare, und konnte nichts von dieser schrecklichen Ca-

tastrophe erfahren, denn eben als ich in das Haus trat, starb meine Anne. Acht Tage blieb ich in der unbeschreiblichsten Ungeduld und Unruhe. Ich war wenig allein, denn immer war einer der guten Missionairs bey mir; sie versuchten mich zu trösten, und ließen mich nach und nach größere Übel befürchten, als meine Gefangenschaft. Endlich gaben sie mir die Nachricht von dem Tode meiner einzig geliebten Gattin. Da erst betrauerte ich den Verlust meiner Freyheit, ich konnte mich nicht rächen, mir nicht selbst das Leben rauben. Ich war von Sinnen. Vergebens bemühte man sich in einem Zeitraum von drey Monaten mir einigen Trost zu geben. Die Ursache meines Schmerzens war zu gerecht, um mich nicht ihm ganz zu überlassen.

Die frommen Brüder ehrten meinen Schmerz. Sie trauerten mit mir, um mich weicher zu machen. Sie konnten mir keinen

Trost geben, aber sie hatten doch meine Wuth gestillt, und mich von einem Selbstmord zurückgehalten. Ich verließ sie erst, als man mich genug beruhigt sah, um keine Gewaltthätigkeit mehr von mir zu befürchten; Ich konnte aber nicht in Paris bleiben, sondern ging zu meinem Schwager in die Normandie.

Als ich wieder nach Paris kam, war mein erster Gang ins Hotel Dieu, ich ließ mir den Platz zeigen, der alle meine Hofnungen verschließt. Auf dem Grabe meiner Gattin, die mit ihrem Kinde in einer Gruft liegt, lag ich lange ohnmächtig, man brachte mich fort, und ich hatte nicht den Muth, noch einmal hinzugehen. Ich lebe nur noch in der Aussicht, mich an dieser unnatürlichen Mutter zu rächen. Auch der Exempt ist nicht frey von meinen Verfolgungen, der mir den

einzigen traurigen Trost versagte, meiner Anne ein Wort schreiben zu können.

Mein Vater hatte einen unauslöschlichen Haß auf Frau von Albini geworfen, er konnte ihren Anblick nicht mehr ertragen, noch es über sich gewinnen, ihren Prozeß bey ihren Lebzeiten zu ihrem Vortheil zu endigen. Was er that geschah zu Gunsten der Geschwister meiner geliebten Anna, die ihren Verlust tief betrauerten; für sie hob er den günstigen Urtheilsspruch auf, denn es war ihm unmöglich dieser Frau einen Vortheil zu gönnen, den sie durch eine so abscheuliche Handlung zu erreichen hoffte.

V.

Hugo von Mataplana, oder das Liebes-Urtheil.*)

Es war in der Blüthenzeit des Jahres, als der edle Sänger, Hugo von Mataplana, von reichen Baronen und lieblichen Damen umgeben, seine Gäste auf grün beblümtem Teppich, den die Natur verbreitete, mit den Freuden der Tafel, mit Spiel und Gesang un-

*) Der Erzähler der Geschichte ist der Troubadour Raimond Vidal de Besaudin. Hist. des Troubadours III. p. 227.

unterhielt. Schon war man im Begriff, die Tafel zu verlassen: da nahte sich mit Anstand und wohlgeputzt ein kleiner freundlicher Sänger, grüßte alle Anwesende gar sittiglich, und sang mit einnehmender Stimme einige Lieder, die den Versammelten große Freude machten. Jetzt wandte er sich zu Hugo: »Edler Troubadour!» so sprach er, »dein Ruhm erscholl so weit umher, daß zwey Damen, deren Namen ich nicht nennen darf, dich zum Richter ihres Liebeshandels gewählet haben. Ich bin ihr Gesandter. Würdige meinen Vortrag deiner Aufmerksamkeit!»

Ein edler Ritter liebte lange eine Dame von solcher Schönheit und so hoher Geburt, daß er nach seiner Lage keinen Anspruch auf sie zu haben schien. Aber durch glänzende Thaten machte er sich ihrer würdig, und sie nahm ihn in ihren Dienst auf. Sieben

Jahre lang war er ihr treuer Ritter, und durfte von ihr fordern was er züchtiglich wünschte. Auch sie empfing Ringe von seiner Hand, trug sie aus Liebe zu ihm, und hatte des nicht hehl.

Als eines Tages der Ritter voll Bewunderung ihrer Reize neben ihr saß, vermocht' er nicht länger, sich zu halten. Von Liebe hingerissen, äußerte er kühne Wünsche, wodurch ihre Tugend sich beleidiget fand. »Ritter!« so fuhr die Dame empor, »Ihr seyd meiner züchtigen Liebe fortan unwerth. Verscherzet ist meine Gunst und nie werdet Ihr sie wieder erlangen.« Mit diesen Wor- verließ sie das Zimmer, und der arme Ritter blieb, wie vom Donner gerührt, zurück.

In dem nahen Zimmer hatte eine Verwandte des Hauses, ein funfzehnjähriges hübsches Mädchen, den Zwist vernommen: Sie trat herein, nahte sich theilnehmend

dem Liebenden, und er vertraute ihr die Ursache, warum seine Schöne ihn verlassen habe. »Ich muß lachen,« fiel sie ihm ein, »durch ein solches weibliches Aufbrausen laßt Ihr Euch schrecken? Ihr seyd ein unerfahrner Liebesritter. Eure Stunde war noch nicht gekommen; ich will den Zeiger schon rücken, daß sie bald schlagen soll.«

Aber sie hielt nicht Wort. Neue übereilte Versuche des Ritters mißglückten, wie der erste, und die zürnende Dame verbot ihm, je wieder vor ihren Augen zu erscheinen,

Die kleine Verwandte stimmte nun in des Ritters Klagen ein, und tröstete ihn endlich mit den Worten; »ein treuer Liebender blieb noch nie ohne Lohn. Lohnt nicht die eine, so lohnt ihm die andere.«

Auf die Weise zog ihn die Kleine allmälig in ihren Dienst. Er weihte sich ihr

auf's Leben, und sie versprach ihm nach einem Jahre einen Kuß.

Während dieser Zeit zeichnete der Ritter sich durch eine Reihe von Großthaten noch ehrenvoller aus, wie vorher. Der Ruf seiner Tapferkeit erfüllte das ganze Land, und es gereuete allmälig die erste Dame seines Herzens, daß sie den treflichen Ritter so schnöde auf immer verwiesen hatte. Sie rief ihn zu sich. Zwar eilte er nicht sehr, zu kommen; aber dennoch kam er, und sie warf ihm seine Zögerung vor.

Des Ritters Rechtfertigung war leicht. »Auf immer von Euern Augen verwiesen, wie konnte ich diese Zögerung für ein Verbrechen halten?«

»Und wie konnte,« so fiel sie ein, »wie konnte ein treuer Liebhaber so wörtlich deuten, was ich bloß, um seine Liebe zu prüfen, äußerte?«

Aber der Ritter berief sich auf seine langen Dienste, die doch wohl verdient haben möchten, daß man seine, von Liebe eingegebenen Wünsche mit Liebe abgewiesen hätte. Die Verzweiflung habe ihn zu einer andern Neigung hingerissen, und nie werde er sich von der neuen Dame seines Herzens trennen.

Was auch die verlassene Geliebte dagegen erinnerte, der Ritter blieb unerschütterlich bei seinem Entschluß, und verließ die Dame in der nemlichen Verzweifelung, worin die Grausame den Flehenden einst gesetzet hatte.

Die Verschmähte ließ jetzt die kleine Nichte kommen, die ihr ihren Liebhaber geraubt hatte. Ihren Kummer verhehlend, schmeichelte sie ihr mehr wie gewöhnlich.

»Ich freue mich immer, wenn ich dich sehe,« sprach sie. »Es ist fast Selbstliebe, wenn ich dir gut bin, liebes Kind! denn du

weißt, daß deine Bildung mein Werk ist. Aber wie stimmt das freundliche Gesichtchen, das du mir machst, zu deinem Verfahren? die Hand auf's Herz; handelst du recht an mir? Ahnest du nicht, daß du mich empfindlich beleidiget hast? Ich hatte, du weißt es, einen treuen Ritter, und sieben Jahre lang wußte ich durch geschickte Behandlung meine Tugend mit seiner Liebe in zartem Verein zu erhalten. Nichte, du hast mir den Ritter geraubt, und dadurch doppelt gegen das Gesetz der Liebe verbrochen. Einmal hast du deine eigene Ehre leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, weil du so schnell ihm Gehör gabest; und dann ist auch mein guter Name, der immer makellos war, dadurch beflecket worden.«

Die Nichte war bestürzt, und wußte lange nicht was sie antworten sollte. Aber sie faßte sich bald, bezeugte der Tante ihre

Erkenntlichkeit für die Erziehung, die sie von ihr empfangen hatte, und rechtfertigte dann frei ihr Verfahren.

»Bedenkt doch« so sprach sie, »daß der Ritter Euch sieben lange Jahre unabläßig gedient hat. Er schenkte Euch Handschuh, Bänder, Ringe, und andere schöne Sachen. Sie anzunehmen, trugt ihr kein Bedenken. Aber immer unbelohnt blieb der edle Schenker. Schon nach zweyjährigem Dienste mag eine Dame, ohne bösen Willen zu zeigen, sich nicht entlegen, ihrem Ritter gefällig zu seyn. Das ist ja Liebes-Sitte. Und Ihr bleibt ungefällig nach sieben Jahren. Das Loos, das Euch traf, ist also nicht unverdient, liebe Tante! Gebt nicht mir die Schuld, daß er mein Ritter ward. Ihr wieset ihn ab, und so war es zu Euerm Vortheil, daß ich ihn aufnahm; denn ich, nur ich habe gehindert, daß er in seiner Verzweifelung

nicht öffentlich in Klagen und Vorwürfe gegen Euch ausbrach. Und was meinen guten Namen betrift, seyd deswegen ohne Sorge, liebe Tante! Denn wer wird mir's nicht zur Ehre rechnen, einen so würdigen Ritter gefesselt zu haben? Genug ich kann ihn nimmer verabschieden. Aber, sollte er selbst seinen Abschied nehmen, nun dann mag er wieder Euer seyn!«

Die Tante, hiemit wenig zufrieden, bestand lange auf die förmliche Wiederabtretung ihres Liebhabers. Die kleine Nichte blieb aber bei ihrem Satz, daß sie nach den Gesetzen der Liebe nicht dazu verpflichtet sey.

Nach langem Zwist sind sie dann darüber eingekommen, das Urtheil des braven und scharfsinnigen Troubadours, Hugo von Mataplana, solle sie scheiden. Mich haben sie zum Ausleger ihres Willens erkoren. Mit Treue und Genauigkeit habe ich meinem

Auftrage Genüge geleistet, und hier stehe ich, und harre der Entscheidung.«

Er schwieg. Rings herrschte Stille, und Aller Augen waren auf Hugo gerichtet.

Der Troubadour blieb einige Minuten in Gedanken vertieft. »Es thut mir leid,« sagte er endlich, »daß ich die Damen von Person nicht kenne, denn ich hege gar gute Meinung von beyden. Das Zutrauen, womit sie mich beehren, ist schmeichelhaft, und ich will es nicht täuschen. Du, edler Sänger, wollest weilen bey mir bis zum Anbruch des morgenden Tages. Ich will deinen Vortrag in Erwägung ziehen, und dich zu früher Tageszeit mit der Entscheidung entlassen.«

Jetzt erhob man sich von der Tafel. Der freundliche Bote der beyden Nebenbuhlerinnen ward mit Höflichkeiten überhäuft, und die Damen forschten nach tausend klei-

nen Umständen der Geschichte, nach Alter und Gestalt und Kleidung der beiden Heldinnen und ihres Ritters. Fast erkrankten sie vor Neugier, wer doch die Unbekannten seyn möchten. Aber der verschwiegene Troubadour wußte auch die Schlauesten, wenn sie auf die Spur kamen, durch Wahrheitähnliche Lügen irre zu führen. Die Nacht kam, und sie schieden nicht unterrichteter, als da sie von der Tafel aufbrachen. Jede hatte eine andere Vermuthung. Jede entschied den Handel, nach Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Lage; aber darin schienen sie alle einig zu seyn, daß sieben Jahre eine gar lange Zeit sey.

Der ersehnte Morgen brach an, und schon mit dem ersten Sonnenstrahle, fanden sich ohne Ausnahme alle Damen, die wohl wenig geschlafen haben mochten, wieder in Hugo's Schlosse ein.

Feyerlich ward zuvor die Messe gelesen. Dann begab sich Hugo von Mataplana im Gefolge seiner Gäste abermals auf die Wiese, deren Grashalme noch hie und da vom Thaue perlten. Aber die Damen achteten des nicht. Nach Hugo's Vorbild lagerten auch sie sich in's Gras um ihn her.

Nun wandte der Troubadour mit seiner gewohnten Freundlichkeit die Rede an den fremden Sänger:

»Ich bin sehr zu beklagen, lieber Gast, daß ich in dieser Angelegenheit entscheiden soll; denn ich kann es nicht thun, ohne den einen Theil mißvergnügt zu machen. Aber da es einem ehrlichen Manne ziemet, wenn er darum angegangen wird, Streitigkeiten zu entscheiden, und Unbild zu wenden, wo er es zu wenden vermag, so will ich mich der Antwort nicht entlegen, und das in mich gesetzte Vertrauen zu ehren suchen. Ich wiederhole kurz den Fall, wie Ihr ihn vor-

tragt. Ein braver und vollkommener Ritter, sagt ihr, liebte eine vornehme und edle Dame, die sich in Betracht seines Verdienstes diese Liebe gefallen läßt. Aber da der Liebhaber den Lohn seiner Treue fordert, wird er abgewiesen. Eine andere Dame nimmt ihn günstiger auf, und nun will er der ersten Dame, die ihn zu seiner vorigen Liebe zurück ruft, nicht weiter Gehör geben. Diese aber beschuldigt ihn der Untreue und seine neue Geliebte, welche von ihr erzogen ward, der Undankbarkeit. Dies ist der Fall.

Ohne weitläuftig in die Beurtheilung jedes Schrittes der verschiedenen Theilhaber einzutreten, gehe ich von dem Satze aus: daß Liebhaber, die sich vom Ungestüm ihrer Leidenschaft zu mißfälligen Anträgen hinreissen lassen, in Einem Augenblicke das Verdienst mehrerer Jahre verlieren. Wenn dies wahr ist, wie ich es denn für wahr halte; so handelte der Ritter übereilt, da er die

erste Dame so bald verließ. Mag sie immer die Probe, worauf sie den Ritter stellen wollte, zu weit getrieben haben: es lag doch von seiner Seite eine Schuld zum Grunde, und sie konnte, was sie verdorben hatte, wieder gut machen. Diese Vergütung mußte er erwarten. Ich erkenne demnach zu Recht:

»Würde die erste Dame, wie sie zu thun »schuldig ist, dem Ritter wegen der ihm zu»gefügten Beleidigung ernste Reue bezeu»gen, und sich zu einer angenehmen Vergü»tung erklären; so ist der Ritter seiner »Seits ihr um so mehr zu verzeihen schul»dig, da sie keinen andern als ihn geliebt »hat. Und wenn gleich das Betragen der »zweyten Dame unter den bisherigen Um»ständen nicht für verwerflich zu achten, so »wäre sie doch, wenn sie nach veränderter »Lage der Sache, ihre Verbindung mit dem »Ritter nicht aufgäbe, des größten Damen-

»Verbrechens, des Liebhaber-Raubes, schul-
»dig. Kraft der mir übertragenen Macht-
»Vollkommenheit rathe, heische und befehle
»ich demnach, daß sie, wenn obigem Urtheile
»Folge geleistet ist, zur Stunde den Ritter
»von seiner gegen sie übernommenen Ver-
»pflichtung entbinde, ja sollte er dann noch
»seinerseits zu seiner ersten Pflicht zurück
»zu kehren anstehen, ihn, als Liebesgesetz-
»brüchig, völlig zu verabschieden.

»So urtheile ich, Hugo von Mataplana.

B. R. W.

Alle bewunderten des Richters Weisheit. Der fremde Troubadour schied unverzüglich, und Hugo's Urtheil ward ohne Widerspruch zur Vollstreckung gebracht. Die Kunde des Richterspruchs ging aus in alle Lande, und hatte die Folge, daß die Liebhaber seitdem in ihren Liebesanträgen weniger ungestüm, aber um so glücklicher wurden.

VI.

Capitain Harris.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ich kommandirte die Brigantine Margaretha, die von Barbados nach der Küste von Guinea bestimmt war. Wegen eines Anfalles vom Schlage hatte ich das Commando meinem Steuermanne übergeben müssen, und wir waren durch seine Nachlässigkeit völlig von unserm Kurse abgekommen. Schon hatten wir einen Monat in der Irre umhergeschift, als es mir endlich glückte die Insel St. Nicolas *) zu ent-

*) Eine der Inseln des grünen Vorgebürges.

decken, und auf der Rhede von Currisal vor Anker zu gehen. Es war Abends den 16: Oktober 17 — und wir waren drey Monate in See gewesen.

Die Nacht brach an, und der Himmel war völlig bedeckt. Es blitzte heftig über dem Lande, aber der Wind fiel immer mehr. Ich befahl dem Steuermanne, die Segel einnehmen zu lassen, und ging in die Cajüte ein wenig auszuruhen.

Es mochte um neun Uhr seyn, als er mir sagen ließ, daß man in der Ferne den Ruderschlag eines Bootes höre. Da dieses verdächtig schien, so hielt ich es für nöthig meine Anstalten zu machen. Ich ließ daher die Laternen anzünden, die Canonen ausholen, und die Mannschaft an ihre Posten treten, kurz alles zu einem Angriffe in Bereitschaft setzen.

Der Ruderschlag schien jetzt näher zu

kommen, ich griff daher zu meinem Sprachrohre, und beschloß das Boot anzurufen. Sie antworteten einige Minuten nachher. — Schaloupe der Prinzessin, Capitain Elliot von Jamaika. — Aber wer hätte in diesen Gewässern und in dieser Stunde einem Boote trauen sollen? Eben wollte ich ihnen daher zurufen, sich zu entfernen als sie plötzlich näher kamen, und uns mit einer Menge Flintenschüsse begrüßten.

Ich war äußerst entrüstet und kommandirte mit lauter Stimme auf sie zu feuern, aber ich sahe mit Entsezzen, daß meine Leute ihre Posten verließen. Sie warfen die Gewehre weg, kündigten mir den Gehorsam auf, und versammelten sich um den Steuermann, der an der Spitze dieses höllischen Komplotes stand.

Was konnte ich thun? Das Boot legte

sich bereits an das Schiff, und die Piraten kletterten mit wildem Geschrei daran hinauf. Vergebens suchte ich sie zurück zu treiben, ich sank im Augenblicke unter ihren Streichen zu Boden.

So hatten sie sich denn in wenig Minuten des Schiffes fast ohne Widerstand bemeistert. Die treulosen Verräther, auf die ich gerechnet hatte, empfingen sie mit Hußa rufen, und schienen schon längst mit ihnen bekannt gewesen zu seyn.

Ich saß in stummer Verzweiflung auf einer Canone; als ein angeblicher Lieutenant nach dem Capitain der Prise fragte. Man stieß mich hin zu ihm, und schrie »— Da ist der Hund! »— Wüthend hob er seinen Säbel auf, um mir den Kopf zu spalten, aber ich war geschickt genug dem Streiche auszuweichen, und einige meiner Leute rissen mich weg.

Indessen schoßen die andern unaufhörlich, um ihre Freude zu bezeugen; als wir auf einmal eine volle Lage bekamen. Ich glaubte wir würden angegriffen, erfuhr aber bald das Gegentheil. Es war nähmlich ihr eigenes Schiff, das sich unterdessen genähert hatte, und seine Parthey in Gefahr glaubte. Sie schrien ihren Cameraden durch das Sprachrohr zu, und so hatte das Feuern ein Ende.

Unterdessen hatten die übrigen angefangen sich eine Mahlzeit zuzurichten. Hühner, Enten, Gänse, u. s. w. wurden halb mit den Federn ohne weitere Reinigung in einen Kessel geworfen, und statt des Wassers mit Wein gekocht. Eine Menge Schinken, ein halbes Kalb, ein ganzes Spanferkel u. s. w. wurden auf Kohlen gebraten, und die Branntwein-Fässer auf das Verdeck gebracht.

Mitten in diesen Beschäftigungen schrie man ihnen im Schiffe zu, mich hinüber zu bringen. Sogleich faßten mich zwey an, warfen mich in die Schaloupe, und ruderten mit mir fort. Das Schiff hing einige Laternen aus, und ich sahe, daß es kaum einen Flintenschuß von uns lag.

Zweites Kapitel.

Ich will nichts von meinen Empfindungen sagen, aber Gott weiß, wie mir zu Muthe war. Ich kam indessen an Bord, und wurde in die Cajüte gebracht, wo ich den Capitain auf einer Canone sitzend fand. Mein Anblick schien sein Mitleid zu erregen, er nickte mit dem Kopfe, und zeigte auf einen Sessel, der neben ihm stand.

Ich setzte mich — »Was wollt ihr

trinken? — fragte er freundlich, und schlug mich auf die Achsel. — »Mir ist alles eins.« erwiederte ich schmerzhaft, und stützte mich auf die Hand.

»Laßt euch euer Unglück nicht zu Herzen gehen!« — fuhr er fort. — »Es ist Kriegsglück! — Ich oder ihr! — Wer weiß, wenn die Reihe wieder an mich kommt!« Zugleich befahl er Punsch und Wein zu bringen, worauf ich ihm denn Bescheid thun mußte.

Er fragte mich nach meinem Namen, und ich sagte ihn. — Wie? — sprach er, und sahe mich starr an — »Und ihr kennt mich nicht Capitain Harris? — »Nein!» — gab ich zur Antwort — »Ich kenne euch nicht! — »So habt ihr denn Anthur Russel vergessen, der mit euch auf der Susanna diente?

»Großer Gott! — fiel ich ein — Muß ich euch unter den Piraten wiederfinden?« —

»Laßt's gut seyn!« — erwiederte er — Ihr seht, daß es mir wohl geht, und ich freue mich, daß ich euch dabey dienen kann. Seyd ihr verheyrathet?

Ich. Wollte Gott, ich wäre es nicht! —

Er. Desto besser! Wenn sie euch morgen fragen, so bleibt nur dabey. Ich wollte wir hätten euch vor einem Monat genommen, da hatten wir Millionen, aber nun ist alles in Johns Schatzkammer *) aufgehoben. — »Trinkt Harris.« — fuhr er fort — Was ich für euch thun kann, das soll geschehen, aber das Volk hört mehr auf den Lieutenant.

Er wollte weiter sprechen, als sein Constabler hereintrat, und meine Papiere brachte, die er von der Prise geholt hatte. — »Die

*) In der Sprache dieser Leute so viel als das Meer.

ganze Equipage ist unser!« — sagte er, den Jungen ausgenommen!

Ich sahe nunmehr, daß mein treuloser Steuermann den Kurs nicht durch Zufall verfehlt hatte, und daß dieser Plan schon längst entworfen gewesen war.

Drittes Kapitel.

Ich hatte einige Stunden auf einem Segel geschlafen, als ich durch einen Canonenschuß aufgeweckt wurde. Der Tag brach an, und das Meer wurde heller. Es war das gewöhnliche Morgensignal.

Bald darauf ließ der Capitain den sogenannten grünen Trompeter aufhißen. Dieses ist eine grüne Flagge, in welcher die Figur eines Trompeters mit gelber Seide gewürkt ist. Sie wird auf den Besaan auf-

gehißt, und zeigt eine allgemeine Versammlung an. Sogleich kamen alle vom Bord der Priese zurück, nachdem sie noch zu größerer Sicherheit die Compaße mitgenommen hatten.

Es wurde gefrühstücket, und die Rumschaale ging fleißig herum. Der Lieutenant welcher mir den Kopf hatte spalten wollen, sahe mich mit wütenden Blicken an. Ich bemerkte es, und tröstete mich, wenigstens den Capitain zum Freunde zu haben.

Als das Frühstück vorbei war, ließ der Capitain einen Kreis schließen, und trat mit mir in die Mitte. — »Redet Harris.« — sagte er — »Seyd ihr verheyrathet? Und wie viel Kinder habt ihr?« — Ich bin seit zehn Jahren verheyrathet — antwortete ich — Bei meiner Abreise hatte ich fünf Kinder, und meine Frau war schwanger!« —

»Seyd ihr reich?« — fuhr der Capitain

fort — »Und habt ihr euer Weib in guten Umständen verlassen? — »Ich bin nicht reich« — erwiederte ich — »denn ich habe viermal Schiffbruch gelitten, und das gestrige Unglück wird mich an den Bettelstab bringen!« —

Der Capitain wendete sich darauf zu dem Lieutenant — »Wir wollen es nicht thun Taylor!« — sagte er — »Was wollen wir nicht thun?« — versetzte dieser — »Was wir gesprochen haben!« — gab der Capitain zur Antwort — »Es muß und soll nicht geschehen, so wahr ich lebe!« — »Es muß und soll geschehen!« — erwiederte der Lieutenant — »So wahr ich verdammt bin!« —

»Wohlan!« — fiel der Capitain ein — »Mit meinem Willen soll es nicht geschehen!« — Die übrigen mischten sich nun hinein; es müßte überlegt werden; und dann sollte man stimmen. — »Freilich! — ant-

wortete der Capitain. »Und der Morgen ist gerade recht dazu!« — »Ja! Ja! — rief der ganze Haufen, — Es ist am besten wir machen es ohne Verzug aus!« — Der Capitain hieß mich darauf in die Cajüte gehen, und ich blieb vier Stunden in der peinlichsten Ungewißheit.

Endlich ließ er mich rufen. — »Kommt her Harris!« — sagte er — Ihr sollt ein großes Boot erhalten, und damit könnt ihr wieder zu eurem Weibe fahren!« — Ich sahe ihn mit großen Augen an, aber der Lieutenant schlug ein höhnisches Gelächter auf, und mein Schicksal schien mir entschieden zu seyn. — »Der Lieutenant ist wider euch!« — raunte mir Rußel zu — »Er gilt mehr als ich. — Ich kann nichts weiter thun.« —

Viertes Kapitel.

Ich bemerkte jetzt zu meinem großen Schrecken, daß sich die Schiffe in offener See befanden. Wahrscheinlich hatten die Piraten während meines Schlafs den frischen Landwind benutzt, denn kaum war die Küste noch wie ein Nebelstreif sichtbar. — »Gott mein Erhalter!« — rief ich im höchsten Schmerze — »Was wird aus mir werden?« — Aber ich sahe gen Himmel, und mein Muth kehrte zurück.

Ich bemerkte nunmehr, daß mich Rußel zu vermeiden suchte. Es schien ihm wehe zu thun, die Sache nicht verhindern zu können, und er nahm keinen weitern Antheil daran.

»Frisch Harris!« — rief mir jetzt der Lieutenant zu — »Ihr sollt euer großes Boot erhalten, und euren Schifsjungen obendrein!

— Aber wenn ich euch rathen soll, so eßt euch vorher noch einmal recht satt. Ihr habt eine größere Reise zu machen, als der Prophet Elias auf den Berg Horeb, und wenn euch der Herr Zebaoth keine Raben schickt, in eurem Boote werdet ihr nichts finden, dafür stehe ich euch!« —

Ich erschrack, und sagte — »Ich hoffte, man würde das nicht thun. — Wenn sie einmal so großmüthig wären, mir das Boot zu geben, so würden sie es auch ausrüsten, damit ich zu der nächsten Küste kommen könnte!« —

»Seht doch!« — sagte er — »Wenn euch das Leben so lieb ist, warum bleibt ihr nicht bei uns? — Nein! Nein! Nichts mehr davon! Eure Sache ist abgethan! Ihr kriegt euer Boot, und euren Jungen und damit Holla! — Füllt euch noch einmal den Wanst recht voll, damit es so lange als möglich

wiederhält, denn allem Vermuthen nach dürfte das eure letzte Mahlzeit seyn!« —

Man kann sich denken, was in mir vorging. Dennoch faßte ich mich — »Gut! — sagte ich. — »Ich habe das meinige gethan! Ihr könnt nicht mehr thun, als Gott zulassen will! — Ich muß mich mit Geduld darin schicken!« —

»Gut! Gut!« — erwiederte er mit höhnischem Lachen! — Der Himmel verläßt seinen Propheten nicht; also könnt ihr unbesorgt seyn!« —

Fünftes Kapitel.

Ich befand mich noch in demselben Anzuge, in welchem ich mein Schiff verlassen hatte. Das heißt ich hatte nichts als ein buntes

holländisches Hemde und ein Paar lange Hosen an. Einer meiner vorigen Leute warf mir jetzt eine alte Jacke nebst einem Hute zu — »Da ihr Hund!« — rief er mit einem derben Fluche — »Und wenn ihr in den Himmel fahrt, so recommandirt mich an Gott den Vater!« —

Während das alles vorging, war der Nachmittag gekommen. Gegen ein Uhr befahl endlich der Lieutenant das Boot von der Prise zu bringen, und die beiden Schiffe legten bei.

»Habt ihr Alles herausgenommen!« — rief der Bösewicht den beyden Matrosen zu, die es herbey ruderten. — Alles bis auf Wasser und Ballast.« — war die Antwort — »Wasser? — fiel der Lieutenant ein. — »In's Teufels Namen, wer hat euch heißen Wasser drin zu lassen? — »Es ist salzig genug! — erwiederten sie lachend! — Laßt

es

es nur! Das Ausschöpfen wird ihn munter erhalten!« —

Indem sahe er noch ein Segel darin liegen. — »Was ist das für ein Segel?« — rief er. »Ein altes verfaultes Bramsegel ohne Ohren!« — erwiederten sie. »Heraus damit!« — schrie er ihnen zu. — So wollt ihr ihn also ohne Segel treiben lassen?« — fragten sie —

»Ey!« — gab er zur Antwort — »die Raben, die ihm Speise bringen, können ihm auch ihre Flügel leihen!« — »Was zum Teufel.« — hub einer an — »Ist er ein Hexenmeister?« — »Ey freilich!« — erwiederte der Lieutenant — »Er kann auf dem Wasser gehen, wie der Apostel Petrus!« — »Alle Wetter!« — fuhr der erste fort — »Den könnten wir statt Ankerboye brauchen!« — Darüber blieb das Segel liegen.

Indessen kam Rußel, und gab mir eine

große Flasche Brandwein, nebst zwey Pfunden Taback, und einer Flinte mit einem Pulverhorn. — »Hier Harris!« — sagte er — »Das ist alles, was ich thun kann! Lebt wohl! Der Himmel stehe euch bey!« — Er schüttelte mir die Hand, und sprang schnell von mir weg.

»Nun!« — hub der Lieutenant an — »Was zaudert ihr länger! besteigt eure Fregatte!« — Ich ließ mich an dem Seile hinunter, und fand meinen Jungen auf dem Boden schlafen. — »Johann!« — rief ich — »Bist du da?« — »Ja Herr! — erwiederte er, und richtete sich auf. — »Gott wird uns beistehen!« — sagte ich — »Wir haben stille See, und reines Abendroth!« —

Indessen kappten die in dem Schiffe die Stricke, und nahmen mit einem lauten Gelächter von mir Abschied. Die Dämmerung brach an, und sie kamen uns in wenigen Minuten aus dem Gesichte.

Sechstes Kapitel.

So waren wir denn mit einemmale unserm schrecklichen Schicksale überlassen. Die Nacht brach an, das Meer wurde immer schwärzer, und der Himmel bedeckte sich mit Wolken. Die Luft war völlig still, wir trieben mit dem Strome und hörten nichts um uns her, als das leise Anschlagen des Wassers.

Ich saß im Hintertheile des Bootes und steuerte maschienenmäßig, als mir Johann in's Ohr sagte, daß im Ballast noch ein Fäßchen mit Wasser läge. — »Rede nur laut, mein lieber Johann!« — erwiederte ich — »Hier zwischen Himmel und Wasser hört uns niemand!« — Er sagte mir dann, daß auch ein Duzzend Zwiebacke da sey, und ich blickte vertrauungsvoll zu Gott empor.

Wir mochten einige Stunden getrieben haben, als sich ein kleiner Wind erhob, weshalb ich das Segel zu brauchen beschloß. Glücklicherweise fanden wir auch den kleinen Mast dazu, und richteten es auf, so gut es möglich war.

Gegen Mitternacht schien der Himmel etwas lichter zu werden, und durch das Gewölk brachen einige Sterne durch. Ich erkannte den Polarstern und beschloß immer nach Osten zu steuern. Mein Herz war mit einem stillen Muthe erfüllt, den ich auch meinem Begleiter einzuflößen wußte.

So brach der Morgen an; die Sonne ging auf, das Meer schimmerte weit um uns her, und wir sahen in der Ferne etwas schwarzes treiben. Ich beschloß darauf zu zusteuern. Es war eine kleine Tonne, wir fischten sie auf, und fanden sie mit Mehl angefüllt.

»Johann!« — sagte ich — »Der Himmel sorgt mehr für uns, als die Bösewichter geglaubt haben!« — Wir schütteten das Mehl auf unsere Westen, um es zu troknen, und sahen zu unserer großen Freude, daß es nur wenig verdorben war.

Unser Frühstück hatte aus einem halben Zwieback und einem Schluck Brandwein bestanden, und wir fühlten uns äußerst gestärkt. Ich nahm darauf ein Paar Hände Mehl, knetete sie mit etwas Wasser zusammen, und machte dünne runde Kuchen daraus. Wir ließen sie an der Sonne backen, und dieses war unser gewöhnliches Mittageßen. Abends theilte ich wieder einen Zwieback zwischen uns; und so hoffte ich mit unserer Provision auszukommen, bis wir Land erblicken würden.

Den andern Morgen war der Himmel trübe; wir sahen eine unglaubliche Menge

Fische um das Boot schwimmen. Ich kam auf den Einfall einen davon zu fangen, und machte aus einem Stricke, den ich im Boote fand, eine Schlinge dazu. An das eine Ende befestigte ich einige rothe Lappen aus dem Unterfutter meiner Weste, und so hieng ich die Schlinge aus.

Es währte nicht lange, so kam ein dicker Fisch, und fuhr, indem er nach der Azung schnappte, glücklich mit dem Kopfe hinein. Da ich aber zuzog, noch ehe er die Floßfedern darin hatte, so entschlüpfte er mir wieder, und ich mußte von neuem auswerfen.

Es währte indessen nicht lange, so kam ein anderer herzu. Allein er schien so listig zu seyn, daß er beinahe eine Stunde mit der Azung spielte, und immer die Schlinge vermied. Doch endlich berührte er sie, ich ließ ihn mit dem halben Leibe hinein, und zog ihn glücklich an das Boot.

Er schlug so heftig daran, daß ich nicht wagen konnte, ihn völlig hinauf zu ziehen. Da wir ihm aber einige Stücken aus dem Schwanze schnitten, wurde er ruhiger. Es gelang uns hierauf, ihn nach Muße zu zerlegen, und ich beschloß das Fleisch an dem Maste trocknen zu lassen.

Auf diese Art vergieng nun ein Tag nach dem andern, aber immer bekamen wir noch kein Land zu sehen. So sparsam wir auch unsere Provision eintheilten, so sahen wir sie doch täglich abnehmen. Unser Wasserfäßchen war fast ganz geleert, und überdem hatte ich auch meine Schlinge verlohren.

Ich gestehe es, ich konnte nicht ohne Schaudern an unsere Lage denken. Ich hatte noch immer gehofft die Inseln wieder zu entdecken, aber ich fürchtete nunmehr völlig davon abgekommen zu seyn. Tausendmal hatte ich Land zu sehen geglaubt, und

immer waren es nur täuschende Wolkenscheine oder betrügerische Nebelstreife gewesen; mein Herz wurde immer gepreßter, ich sahe nichts als den Tod vor uns.

So hatten wir vierzehn Tage auf dem öden weiten Ocean umhergetrieben, als ich endlich abermals eine Küste zu entdecken glaubte. Sie lag am dunkeln Saume des Horizontes im Abendrothe, gleich einem Paradiese ausgebreitet, und wir schrien vor Freude auf. Nie hatte ich noch so viel Gewißheit gehabt, nie schien mir unsere Erlösung so nahe zu seyn, aber die Sonne sank in das Meer; der Himmel bewölkte sich; der Nebel stieg von den Fluthen auf, und unsere schöne Erscheinung war verschwunden.

Siebentes Kapitel.

Der Wind wurde jetzt stärker, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß er uns in der Richtung des Landes hinzutreiben schien. Gleichwohl war es völlig finster, und wir konnten kaum das Vordertheil des Boots erkennen.

Aber ungefähr um Mitternacht schien der Nebel lichter zu werden, und ich glaubte einen feurigen Punkt vor mir zu sehen. Wir steuerten in gerader Linie darauf los, und hielten unsere Errettung für gewiß.

So waren zwischen Hoffnung, und Freude noch einige Stunden vergangen, als der Punkt allmählig größer wurde, und sich endlich deutlich in drey besondere Flammen theilte. Wir waren nun ungewiß, ob es Schiffslaternen, oder Feuer am Lande wäre,

aber auf jeden Fall mußten wir Rettung finden.

So ließen wir uns denn von Wind und Wellen beherzt darauf zu treiben, bis wir es endlich als wirkliches Feuer erkannten. — Land! Land!« — rief ich außer mir vor Freude, und Johann schwenkte seinen Hut und trommelte mit dem Ruder — »Gott hat uns geholfen! — fuhr ich fort — »Wir sind an den Inseln.« —

Indessen fing der Tag an zu grauen, und wir konnten die hohe weißliche Küste deutlich vor uns sehen. Die Sonne ging auf, und Land und Meer glänzte im Morgenroth. Wir erblickten eine buschichte Landschaft mit Hütten besäet, und sahen eine Menge Menschen am Strande beschäftigt.

Der Wind bließ gerade nach dem Lande, und wir kamen jeden Augenblick näher. Schon konnten wir das Zurufen der am

Strande versammelten Menschen hören; schon erkannten wir Männer und Weiber, Cocos-Bäume, und Viehheerden, als unser Boot plötzlich auf eine Klippe stieß, und im Augenblicke voll Wasser war.

Kaum hatte ich Zeit ein Bret zu ergreifen, kaum hatte ich mich in das Meer geworfen, als es sank, ohne daß Johann sich retten konnte. Aber die nahe Erlösung ließ mich alles vergessen. Die Brandung war schwach, ich arbeitete mich glücklich hindurch, und wurde von einer Welle auf den Strand geworfen.

Zweites Buch

Erstes Kapitel.

Kaum hatte ich Athem geschöpft, als ich mich von einem Haufen Schwarzen umringt sahe. Sie betrachteten mich einen Augenblick, fielen dann plötzlich über mich her, hingen mich mit den Beinen auf, rißen mir meine Kleider ab, und machten ein großes Feuer an.

Ich war beinahe bewußtlos, aber ich fühlte dennoch, daß mir mehrere den Unterleib rieben. Da mir dieses ein heftiges Erbrechen erregte, so banden sie mich los, machten in der Nähe des Feuers eine Grube,

legten mich hinein, und bedeckten mich bis an das Kinn mit Sand.

Ich fühlte bald, daß das alles zu meinem Besten geschähe, denn die Wärme belebte mich außerordentlich. Dennoch wußte ich nicht was mir bevorstand und das wilde Getümmel ließ mich alles fürchten.

Eine halbe Stunde mochte ich so gelegen haben, als die Hitze unerträglich wurde. Die Sonne schien mir gerade in das Gesicht, ich glaubte in lauter Feuer zu liegen. Da die Schwarzen mehrere portugiesische Wörter brauchten, so stieß ich einige Klagen in dieser Sprache aus. Sie verstanden mich, halfen mir sogleich aus dem Sande, und drängten sich dicht an mich an.

Augenblicklich fühlte ich mich auf allen Seiten zugleich angepackt, wobei sie ein wütendes Geschrey erhoben. Jeder riß mich zu sich, alle schienen sich um mich zu streiten,

es war, als ob sie mich in Stücke zerreißen wollten, und mein ganzer Körper war mit Wunden bedeckt.

So hatten sie mehrere Minuten um mich gekämpft, und ich sahe meinem Tod entgegen, als endlich ein alter Mann hinzutrat, und mit einem Stabe unter sie schlug. Er schien ihnen Stillschweigen zu gebieten; und ich sahe mit Verwunderung, daß sie ihm augenblicklich gehorchten. Hierauf ließ er sie einen Kreis schließen, zog zwey kleine Bretchen hervor, und warf sie in die Luft. Alle drängten sich hinzu, sie aufzufangen; aber es gelang nur einem davon. Plötzlich faßte mich der alte Mann bey der Hand; und drückte mich zu den Füssen des Siegers nieder. Die andern entfernten sich, und der Schwarze gab mir ein Zeichen ihm zu folgen.

Zweytes Kapitel.

Wir hatten uns etwa hundert Schritte vom Strande entfernt, als wir bey seiner Hütte ankamen. Aber ich war indessen so matt geworden, daß ich kraftlos zu Boden sank. Der Schwarze gab mir hierauf einen Fußtritt, und ließ mich liegen. Eine Weile nachher kam ein junges Mädchen zu mir, und schien mich mit vieler Neugierde zu betrachten.

Ich war völlig erschöpft, der Durst quälte mich außerordentlich, und meine Zunge war vor Hizze geschwollen. Sie schien Mitleiden mit mir zu haben, und reichte mir ein Kuhhorn, worin ein wenig Milch war. Ich trank sie aus, und fühlte mich äußerst erquickt.

Es war kein Zweifel, ich befand mich unter einer wilden Horde an der Küste von

Afrika und hatte die schrecklichste Sklaverey zu erwarten. In dem ersten Augenblicke war ich bloß mit meiner Erhaltung beschäftigt gewesen; aber nunmehr klagte ich den Himmel an, mich für dieses schreckliche Loos aufgespart zu haben. Jede Hoffnung schien mich zu verlassen und ich glaubte auf ewig zum Unglück verdammt zu seyn.

Indem ich mich mit diesen Gedanken beschäftigte, befahl mir der Schwarze in gebrochenem Portugisisch zu ihm zu kommen. Ich rafte mich auf, und er zeigte auf ein Gebüsch, das in der Nähe war — »Holz! Holz!« — rief er mir verschiedenemahl in jener Sprache zu; ich nickte mit dem Kopfe, und er warf mir einen Strick von Cocosfasern hin.

Ich schleppte mich nach dem Gebüsche, und fing an Holz zu sammeln, aber da ich weder ein Beil, noch irgend ein Instrument

zum Abhauen hatte, mußte ich es mit den Händen abbrechen. So brachte ich mit unsäglicher Mühe endlich ein Bündel zusammen, und lud es auf meine Schultern, indessen die Dornen meinen nackenden Rücken zerfleischten.

Halb ohnmächtig warf ich es bey der Hütte nieder, als einige Weiber herbeykamen, und es mit lautem Gelächter besahen. Sie suchten mir begreiflich zu machen, daß es nicht das rechte wäre, und daß ich anders hohlen müßte. So ermüdet ich war, so fürchtete ich doch gemißhandelt zu werden, und gieng noch einmal an die Arbeit. Aber wahrscheinlich würde ich sie haben aufgeben müssen, wäre das junge Mädchen nicht mitgegangen, um mir zu helfen.

Als wir zurückkamen, fand ich eine große Ziegenheerde bei der Hütte. Der Schwarze gab mir einen derben Schlag, und zeigte

darauf. Ich wußte nicht, was er haben wollte, und dachte, ich sollte sie forttreiben. Aber er wurde wüthend, schlug mich mit einem Rohre auf das Schienbein, nahm eine Ziege, und fing sie an zu melken.

Da ich seine Meinung begriffen hatte, so schien er zufrieden zu seyn. Zwei Stunden vergiengen nunmehr mit Melken, und ich hatte Freiheit mich satt zu trinken. Endlich brach der Abend an; der Schwarze trieb die Heerde in eine Hürde; zeigte auf eine kleine Hütte die darneben stand, und überließ mich meinem Grame und meiner Verzweiflung.

Drittes Kapitel.

Kaum graute der Morgen, so rief mich der Schwarze mit rauher Stimme, und be-

fahl mir Holz zu holen. Mein Rücken war voller Wunden, meine Beine waren geschwollen, und ich litt an meinem ganzen nackenden Körper die empfindlichsten Schmerzen.

Während ich seufzend aus meiner Hütte herauskroch, sahe ich das junge Mädchen mit einer Cocosnuß und einem kleinen Stücke Leinwand kommen. Sie winkte mir, legte es nieder, und entfernte sich schnell. Ich nahm es auf, und begab mich in das Gebüsche meine Arbeit anzufangen.

Die Cocosnuß war hohl, und mit einer ölartigen Materie angefüllt. Ich fand durch den Geruch, daß es eine Fischleber in Gallerte war, und errieth bald den Gebrauch davon. Kaum hatte ich meine Wunden damit bestrichen, als ich augenblickliche Linderung, und eine erquickende Kühlung darin verspürte. Das Stück Leinwand ver-

wandelte ich in einen Schurz, und band es mir mit Cocosfasern um.

Als ich aus dem Gebüsche zurückkam, übergab mir der Schwarze die Ziegenheerde und erlaubte mir ein wenig Milch zu trinken, worin er glühende Steine geworfen hatte. Der Geschmack war äußerst widerlich, aber ich mußte glücklich seyn, doch nur diese Erfrischung zu haben. Das Mädchen brachte mir indessen ein kleines Stück Brodtkuchen, d. h. Mehlteig, welcher an der Sonne getroknet worden war.

Holzholen und die Ziegen hüten war von nun an meine einzige Beschäftigung, aber mit wie viel Seufzern und Thränen begleitete ich sie! Welche wehmüthige Erinnerungen der Vergangenheit! Welche schreckliche Aussichten in die Zukunft! Jeder Tag schien mir ewig zu dauern, und dennoch machte mich die Nacht nicht glücklicher.

Vergebens suchte ich mir Muth einzusprechen; meine Kräfte waren erschöpft, und die Verzweiflung überwältigte mich.

Als ich eines Abends in meine Hütte gekrochen war, hörte ich mich plötzlich englisch anreden. Die Stimme war mir bekannt, so leis sie sprach. Ich riß einige Cocosblätter ab, und sahe das junge Mädchen auf der Erde sitzen.

Man kann sich meine Rührung denken, als ich diese süßen vaterländischen Töne hörte. Sie sagte mir, daß sie sieben Jahre bei einer englischen Dame in der Factorey von Gambia gewesen wäre; daß sie aber bei einem Uiberfalle der Eingebohrnen geraubt, und nachher hierher verkauft worden sey, daß sie alle Engländer liebe, daß sie mich gleich dafür erkannt hätte, und daß ich gänzlich auf sie rechnen könne.

Indem sie so redete, schien auf einmal

mein ganzes Herz verwandelt zu werden. So hatte ich doch ein Wesen um mich, das an mir Antheil nahm; so hatte ich doch eine vertraute Seele, mit der ich gemeinschaftlich klagen konnte. O die ihr nie erfahren habt, was Unglück ist, ihr könnt auch diese Empfindungen nicht verstehen!

Tausend Ideen, tausend Pläne wachten nun plözlich in meinem Innern auf. Die Zukunft schien sich vor mir aufzuheitern, und Muth und Hoffnung kehrten in mein Herz zurück.

Viertes Kapitel.

Es war Mittag, meine Ziegen weideten längst eines Baches, und ich lag im Schatten eines Cocosbaumes mit meinen Plänen

beschäftigt. Auf einmal hörte ich etwas im Gebüsche rauschen, und mit fürchterlichem Gebrülle stürzte ein Tiger hervor. Außer mir kletterte ich den Baum hinan, mein Blut erstarrte, meine Glieder waren gelämt, kaum wagte ich Athem zu holen. Der Tiger stürzte sich auf meine Heerde, erwürgte zwey Ziegen, und eilte in den Wald zurück.

Zitternd stieg ich nun vom Baume herunter; meine Ziegen waren völlig zerstreut. Mehrere Stunden vergiengen, ehe ich sie wieder zusammenbrachte; aber die zwei geraubten waren auf immer verloren. Was sollte ich thun? Ich hatte alles von der Wuth meines Schwarzen zu fürchten. Sollte ich die Heerde nach Hause treiben? Sollte ich fliehen? Ich war noch unschlüßig, als die Sonne untergieng, und er mich selbst aufsuchte.

Mit finsterm Blicke sahe er mich an, und überzählte die Heerde; ich mußte ihm alles sagen; wie hätte ich läugnen können? Wüthend hieß er mich die Heerde zurücktreiben, und ich war auf alles gefaßt.

Kaum waren wir bey der Hütte angekommen, als er mich auf die Erde warf, und mit einer Geissel von Cocosstricken unbarmherzig auf mich loszuschlagen anfieng. Meine alte Wunden wurden von neuem aufgerissen, das Blut floß an meinem ganzen Körper herunter, aber der Unmensch hörte nicht eher auf, bis er ermüdet war.

Er verließ mich halb tod; dennoch hatte er die Grausamkeit mich außerhalb meiner Hütte anzufesseln. Hier lag ich denn ohne Nahrung, ohne einen Tropfen lindernden Getränkes, dem feuchten Thaue bis Mitternacht ausgesetzt, als das gute Mädchen herzugeschlichen kam, und sich neben mich setzte.

Sie brachte mir eine frische Cocosnuß, und fing an mich mit dem Öle zu bestreichen. Aber wie groß war mein Entsetzen, als ich sie nicht erkennen konnte, so hell es auch nach ihrer Versicherung war. Meine Augen waren entzündet; ich hätte vor Wehmuth und Dankbarkeit weinen mögen aber ich fühlte einen brennenden Schmerz.

Das gute Geschöpf lief fort, und holte einige Beeren von einem gewissen Strauche. Sie kaute sie, machte einen Teig mit Milch daraus, und band sie mir auf. — »Gute Calila!« — sagte ich — Wenn Gott mir jemals hilft; ich will dir alles belohnen.« — Und von diesem Augenblicke an, beschloß ich alles zu wagen, um die Faktorey mit ihr zu erreichen.

Fünftes Kapitel.

Drey Tage hatte ich mit Entwürfen zugebracht, endlich gieng aus diesem Tumulte der Ideen ein fester Entschluß hervor. Es war mitten in der Nacht, ich sprang mit einem lauten Schrey von meinem Lager auf, und rannte nach Calila's Hütte.

Kaum hatte ich ihr zwey Worte gesagt, als sie hastig meinen Arm ergriff. — »Warum zögern wir?« — rief sie mit Heftigkeit. — »Alles schläft — Laß uns an den Strand eilen! Das erste Canot, und ich folge dir!« —

Ihre Worte entflammten mich; — Wie ein Trunkener taumelte ich an den Strand; Wir suchten überall nach einem Canot. — »Sie haben sie alle in ihre Hütten gebracht, —

rief ich — und wir eilten schweigend zurück.

So vergiengen mehrere Tage, und ich war in beständiger Wallung. Bald wollte ich einen Floß von Cocosästen zusammenbinden, bald wollte ich mit Calila den Weg zu Lande antreten. — Tausend Pläne, tausend ausschweifende Ideen, jede mit Wärme gefaßt, um augenblicklich verworfen zu werden. Doch was ich nicht vermochte, that endlich, wie gewöhnlich, der Zufall für mich.

Das Weib eines der Aeltesten in der Horde war nähmlich mit Zwillingen niedergekommen, und er veranstaltete ein allgemeines Fest. Ich hatte den Schwarzen schon mehrmals von meiner Geschicklichkeit im Fischen erzählt, und versprach ihm jetzt mit künstlichern Nezzen, die ich aus Cocosfasern gedreht hatte, ein ganzes Canot zu

fangen. Seine Habsucht war rege gemacht, er half mir demnach das seinige nach dem Strande schleppen, gab mir Calila und einen Jungen mit, warf uns eine hölzerne Flasche mit Milch zu, und ließ uns glücklich vom Strande stoßen.

»Jetzt.« — sprach ich zu Calila — »der Himmel hat unsere Wünsche erhört! — Ich ruderte anfangs ziemlich nahe, längst dem Strande hin, und ließ zum Scheine meine Nezze fallen; aber endlich war der Augenblick gekommen. Ohne mich zu bedenken warf ich den Jungen über Bord, zog hurtig das Nez mit einigen Fischen ein, wendete das Canot gegen die See, und fing mit Calila aus Leibeskräften zu rudern an.

Die Schwarzen am Strande hatten mich genau beobachtet; kaum sahen sie den Jungen sinken, und das Canot gegen offene See wenden, als sie sich mit lautem Ge-

schrey in das Meer warfen. Schon glaubte ich von ihnen erreicht zu werden, schon sahe ich mich beinahe von ihnen umringt, als ein plötzlicher Windstoß das leichte Canot ergriff, und es wirbelnd über die Wellen schleuderte.

Sechstes Kapitel.

Als wir wieder zu uns kamen, war unser Canot völlig mit Wasser angefüllt. Wir tranken daher eilends unsre Milch aus, und brauchten die Calabaße zum Ausschöpfen. Die Küste war indessen beynahe völlig verschwunden, die Sonne gieng unter, und wir waren in offener See.

Wäre es möglich, sich zwei elendere hülflose Wesen, als uns zu denken! Ohne Nahrung, ohne Bedeckung, allen Schrecknissen

des Hungers und Durstes, allen Gefahren des wilden stürmischen Meers Preis gegeben! Was soll ich es läugnen, ich zitterte, aber Calila beschämte mich. Sie sang eines ihrer Nationallieder, und ich rufte allen meinen Muth zurück.

So brach die Nacht an, das Meer wurde völlig ruhig, und ich beschloß das Nez auszuwerfen. Schweigend trieben wir mit den stillen Fluthen, die Sterne blickten freundlich auf uns herab, und wir hatten nach vier Stunden doch wenigstens einige Fische gefangen. Calila lehrte mich das Blut aussaugen, um den Durst zu löschen, und wir schliefen äußerst ermüdet bald nachher ein.

Als ich erwachte, war die Sonne schon aufgegangen, und ich fand das gute Geschöpf bereits munter. Sie hatte die Fische mit ihren Zähnen zerrissen, um sie desto leichter zu trocknen. Aber ich fühlte einen

brennenden Durst; meine Zunge schien entzündet zu seyn, und ich konnte nur mit Mühe sprechen.

Calila bemerkte es, und setzte sich neben mich — »Trink!« — sagte sie — indem sie mir ihre Brust hinreichte — und meine Lippen dagegen drückte. Ich konnte vor Rührung nicht antworten, die Thränen liefen mir über die Wangen, und Calila lächelte mich freundlich an.

Ich war erquickt, und dankte ihr mit äußerster Bewegung. Singend preßte sie noch einige Tropfen in ihre hohle Hand davon, und schlürfte sie selbst hinunter. — »Ich habe von der Faktorey geträumet!« — sagte sie fröhlich — »Und so werden wir gewiß hinkommen.

Mein Herz wurde heiter, im Unglück hoft man alles, so sehr der Verstand dawider streiten mag. O ihr kalten Philoso-

phen, die ihr uns alle Täuschungen zu rauben sucht; werft euch auf das stürmische Meer des Lebens, und eure Systeme werden menschlicher werden!

Siebentes Kapitel.

Wir hatten den ganzen Tag nach Osten gesteuert, ohne Land zu entdecken, und schon sank die Sonne in Westen. Aber plötzlich hörte ich einen Canonenschuß, und im Purpur der Abendröthe schwebte ein Segel empor. Wir schrien vor Freude auf, und streckten unsere Hände darnach aus, und glaubten uns nun auf einmal gerettet. Es schien in der That auf demselben Compaßstrich zu segeln, und immer größer, immer deutlicher zu werden; aber die Sonne sank in das

Meer,

Meer, und die Dämmerung entzog es uns.

Unverwandten Blickes mit klopfendem Herzen, mit gefaltenen Händen schauten wir dennoch immer nach dieser Gegend hin. Ein inneres Etwas schien uns Hofnung zu zusprechen; wir theilten unsern letzten Fisch zusammen, und sprachen freudig von unserer Erlösung. In dem Augenblicke erkannten wir die Lichter des Schiffes, sie glichen zwey flammenden Sternen, die uns näher kamen, und unsere Hofnung wuchs mit jeder Minute.

So waren einige Stunden vergangen, als der Mond am Rande des Horizontes emporstieg, und das Meer mit seinem Schimmer erhellte. O Entzücken! O Freude! ich sahe das Schiff mit halben Seegeln daher kommen, und die fröhliche Musik tönnte bereits bis zu mir hin. Schon hörte ich das

Rauschen der Wellen; schon sahe ich den leuchtenden Schaum sich an dem Schifsschnabel brechen; schon waren sie mir auf einen Pistolenschuß nahe — »Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!« — rief ich — Rettet — Rettet! Zwey Unglückliche.

Ich wuste nicht, was sie mir antworteten, aber sie legten bey und warfen uns ein Tau zu. Ich machte mein Canot feste; ich faßte Calila an, man zog uns hinauf. Alles drängte sich um uns her; ich war mitten unter Landsleuten.

Achtes Kapitel.

Es war Capitain Meares, der von Bristol nach Ostindien gieng. Wir hatten ehedem zusammengedient, er erkannte mich

troß meiner Veränderung, und that alles, um mich zu erquicken. Ich sagte ihm, was ich Calila schuldig wäre, und bat ihn sie als eine Tochter zu behandeln. Das gute Geschöpf schien vor Freude närrisch geworden zu seyn, und tanzte unaufhörlich um uns herum.

Ich war indessen so abgemattet, daß ich nur wenig sprechen konnte, und mich unvorzüglich niederlegen mußte. Calila wollte es sich nicht nehmen lassen, zu meinen Füssen zu schlafen, und ich liebte sie zu sehr, um es ihr zu verwehren.

Als der Tag anbrach, fand ich mich völlig gestärkt. Die Freude, die Sicherheit, die Gesellschaft meiner Landsleute, alles trug dazu bey. Ich erzählte nun Meares alle meine Schicksale, und er versprach mir mich mit nach Madraß zu nehmen. Da ich diese Reise einigemal gemacht hatte, so

durfte ich hoffen, daselbst ein Schiff zu erhalten, und dann nach England zurückzukehren.

So war ich denn auf einmal wieder von Freunden und Landsleuten umgeben, mitten im Ueberflusse und mit den besten Aussichten für die Zukunft. Einer der Matrosen war aus meinem Geburtsorte, er gab mir die besten Nachrichten von meiner Familie, und ich blickte dankbar zum Himmel auf. — »Wenn wir nach England zurückkommen« — sagte ich fast stündlich zu Calila — »dann sollst du meine zweite Tochter seyn!«

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Wir hatten nach einem monatlichen Aufenthalte am Cap unsere Reise mit dem günstigsten Winde fortgesetzt, und sahen bereits dem Ende derselben entgegen, als auf einmal alle unsere Hoffnungen durch den schrecklichsten Vorfall vernichtet wurden.

Es war gegen Mittag, ich befand mich mit Meares auf dem Verdecke, und wir machten Anstalt die Höhe zu nehmen. Plötzlich hörten wir unten im Raume Feuer schreyen, und alles gerieth in Aufruhr. Wir

stiegen hinab; es war weder Rauch noch Feuer zu sehen; aber man schrie, daß ein Faß Genever brenne. Der Bottlier war nähmlich dem Spundloche mit dem Lichte zu nahe gekommen, und der Brandwein hatte sich entzündet.

Es lagen wohl dreyßig Fässer auf und neben einander. Indessen gelang es uns das brennende hervorzustürzen; Meares ließ so lange Wasser darauf gießen, bis alles gelöscht war, und wir stiegen ruhig hinauf, um zu Mittag zu essen.

Allein kaum mochten wir eine Viertelstunde gesessen haben, als wir von neuem auf dem Verdecke Feuer rufen hörten. Wir stiegen daher noch einmal in den Raum hinab, und sahen mit Entsetzen, daß die Flamme aus dem Steinkohlenhaufen hervorbrach. Der brennende Genever war nähmlich darüber geflossen, und hatte sie angezündet.

Alles wurde nun in Bewegung gesetzt, um die Flamme zu löschen; allein das Wasser verursachte einen erstickenden Schwefeldampf. Niemand konnte länger als einige Minuten im Raume aushalten, und das Feuer griff unaufhaltsam um sich.

Da die Gefahr immer zu nahm; so rieth ich Meares das Pulver in die See werfen zu lassen. Er schien einen Augenblick nachzugeben; aber zulezt beschloß er das Gegentheil. — Es ist noch nicht so weit gekommen!« — sagte er, — Und wie sollten wir uns nachher vertheidigen können? »Ich antwortete nichts, aber der Ausgang ließ mich alles fürchten.

Indessen stand der ganze Haufen Steinkohlen bereits in lichten Flammen, und niemand konnte länger im Raume aushalten. Zwar, hatte man die Brandweinfässer mit Lebensgefahr auf eine andere Stelle ge-

schaft, aber das Feuer drohte nunmehr die Öltonnen zu erreichen, und die Verwirrung nahm mit jeder Minute zu.

Alles Commando hatte aufgehört, und man vermochte nichts mehr über die Matrosen. Sie bemächtigten sich der Weinfässer, die auf dem Verdecke lagen, und fingen an sich in der Verzweiflung zu berauschen. Das ganze Schiff tönte von wildem verwirrten Geschreye wieder, und die Flammen brachen mit einem fürchterlichen Krachen zu den Lucken heraus.

In dieser äußersten Noth, befahl der Capitain den Zimmerleuten eine Reihe Löcher in den Schiffsbauch zu bohren, um einige Fuß Wasser in dem Raume zu bekommen. Allein sie waren auf keine Weise dazu zu bringen, und der kupferne Beschlag des Schiffs machte es vollends unmöglich.

Indessen hatten die Matrosen die bey-

den Boote ausgesetzt, und wollten sich einige vierzig an der Zahl hineinbegeben. Meares stürzte wütend auf sie zu, um es zu verhindern, aber sie waren zu berauscht, um ihm Gehör zu geben. Sein Widerstand brachte sie auf, es kam zum Handgemenge, mein unglücklicher Freund fiel über Bord, und sank im Augenblicke unter.

Verzweiflungsvoll sahe ich ihm nach, aber meine eigene Gefahr ließ mich nicht länger an ihn denken. Die Boote ruderten hierauf fort, und die zurückgebliebenen Matrosen erhoben ein fürchterliches Geschrey. Da sie sich indessen aller andern Mittel zur Rettung beraubt sahen, gelang es mir, sie wieder zur Arbeit zu bewegen.

Wir fingen nun an in Eile die Pulverkammer zu leeren, so groß auch die Gefahr dabey war. Aber kaum hatten wir sechs und vierzig Fäßchen glücklich über Bord

geworfen, als die Flamme plötzlich die übrigen dreyhundert ergriff, und das Schiff in derselben Sekunde, in die Luft flog.

Zweytes Kapitel.

Ich stieg in diesem Augenblicke zur Lucke hinauf, und Calila reichte mir die Hand. Alle meine Sinne waren betäubt, ich wuste nicht, wie mir geschahe, doch entsinne ich mich, wie einen dumpfen Pistolenschuß gehört zu haben.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich unter tausend Trümmern und Waarenballen mitten im Meere. Ich fühlte mich wie neugebohren, und glaubte von einem süssen Schlummer erwacht zu seyn.

Wir waren im Augenblicke des Aufflie-

gens noch hundert und neunzehn Personen am Bord gewesen; aber ich sahe nur zwey davon zum Vorschein kommen. Dieses war Calila und der Steuermann. Sie trieben in einiger Entfernung von mir auf dem großen Maste, und ich schrie ihnen aus Leibeskräften zu, mich aufzunehmen.

Es gelang mir endlich, mich durch die unzähligen Trümmer, in welche das Schiff zerflogen war, zu ihnen hinzuarbeiten. Zu unserm Glücke war das Meer vollkommen ruhig, und wir trieben mit unserm Maste dem schwachen Strome nach.

Calila schrie laut vor Freude, als sie mich wieder neben sich sahe, aber ich wurde immer schwächer. Das Blut floß mir über den Kopf herunter, und es zeigte sich, daß ich völlig zerschellt war. Schon glaubte ich vor Mattigkeit unterzusinken, und Calila konnte mich kaum mit ihrem Arme empor-

halten, als wir das Boot mit jenen Matrosen erblickten. Da sie uns wahrscheinlich in demselben Augenblicke erkannten, so fingen sie an auf uns zuzurudern, musten aber der vielen Trümmer halber in einiger Entfernung bleiben.

Der Steuermann hatte Kräfte genug, um vollends hinüber zu schwimmen, aber ich war zu schwach dazu. Sie warfen mir daher ein Seil zu, das mir Calila um den Leib befestigte, und so zogen sie mich vollends hinein. Das gute Geschöpf war mir immer zur Seite geblieben, und ich hatte sie nicht bewegen können, dem Steuermanne allein zu folgen.

Drittes Kapitel.

Der Abend brach an, und ich schlug vor, in der Nähe der Trümmer zu bleiben, um wo möglich, einige Provisionen aufzufischen. Allein mein Rath wurde verworfen, weil der Steuermann in der Nähe einer Küste zu seyn glaubte, und wir trieben die ganze Nacht mit den Strömen fort.

Ich hatte mich in das kleine Behältniß, in dem Hintertheile des Boots gelegt, und war trotz meiner Schmerzen eingeschlafen, als ich am andern Morgen von meinen Unglücksgefährten aufgeweckt wurde. Der Steuermann hatte seinen Irrthum eingesehen, und sie fragten mich, was sie nun anfangen sollten.

Wir waren zwei und zwanzig Personen in dem Boote, und hatten statt aller Pro-

visionen nur zwey kleine Säcke mit Reiß. Es schien unmöglich zu den Trümmern zurückzukehren, und wir befanden uns in der offenen See.

Nachdem sie mir einmüthig Gehorsam versprochen hatten, kroch ich trotz meiner Wunden aus dem Behälter hervor, und setzte mich an das Steuerruder. Ich befahl ihnen nunmehr ihre Hemden zu einen Segel zusammen zu fügen, und zog das meinige zuerst aus, Allein da wir an zwanzig genug hatten, so drangen sie in mich es zu behalten. In Ermangelung an Zwirn und Nadeln, fügten wir die Hemden mit ausgedrehten Stricken zusammen, und richteten mit dem einen Ruder, ein besseres Segel auf, als wir gedacht hatten.

Meine Wunden hatten sich indessen entzündet, und ich konnte mich kaum von der Stelle bewegen. Vergebens suchte der Wund-

arzt, der sich unter uns befand, nach einem Linderungsmittel, er fand nichts in seiner Tasche als ein Stückchen Wachs. Aus diesem machte er mit gekautem Zwieback ein dünnes Pflaster, und es erleichterte mich über alle Erwartung.

Wir fiengen nun an unsern Reiß auf sieben Tage zu vertheilen, so daß etwa auf jeden zwölf Loth davon kam. Es war ein elendes Hülfsmittel, aber es war wenigstens etwas, und wir hoften irgend eine Insel im indischen Ocean damit erreichen zu können.

Zu unserm Glücke hatten wir im Boote ein leeres Tönnchen gefunden. Dieses füllten wir bei einem Gewitter mit Regenwasser an, und setzten es unter den Behälter im Schatten. Ich machte hierauf aus dem Oberleder meines Schuhes eine Taße, und theilte Morgens und Abends an jeden Ma-

trosen eine Hälfte davon aus. Auf diese Art trieben wir bald mit dem Strome, bald mit dem Winde immer nach Osten, und hoften unaufhörlich Land zu entdecken.

Viertes Kapitel.

Aber schon hatten wir zehn lange traurige Tage gezählet, und noch immer sahen wir nichts als Himmel und Wasser um uns. Alle Provisionen waren aufgezehret, wir hatten schon sechs und dreyßig Stunden gefastet, und betrachteten einer den andern mit stiller Verzweiflung.

Mitten in dieser Noth gelang es uns einen fliegenden Fisch zu fangen, der in das Boot gesprungen war. Gott mit welchem Heißhunger warfen wir uns darüber her.

Das

Das Stück, was jeder erhielt, war kaum einen Finger lang, aber es schien uns auf lange Zeit zu erquicken. Ich theilte das meinige mit Calila, da man ihr nichts als eine Floßfeder gegeben hatte, und sie küßte mir die Füsse mit dem Ausdrucke der wehmüthigsten Dankbarkeit.

Indessen sahen wir uns am andern Morgen allen Qualen des Mangels von neuem ausgesetzt. Mehrere von uns fingen an ihren Urin zu trinken, andere saugten an ihren Schuhen; diese verschluckten Stücke von ihren Westen, jene nagten an Holzspänen; alle sahen sich mit wilden gräslichen Blicken an, als ob sie sich unter einander verschlingen wollten, und in dem ganzen Boote herrschte das Schweigen des Todes.

So verging der Morgen; ich lag halb ohnmächtig auf dem Boden, und Calila saß neben mir. Vergebens suchte sie einen

Tropfen Milch aus ihren Brüsten zu drücken, alle Quellen des Lebens waren vertrocknet, und die erschöpfte Natur war ihrer Auflösung nahe.

Indem ich so halb ohnmächtig mit verlöschenden Augen auf die öde Meeresfläche hinaussahe, hörte ich, das dumpfe Schweigen meiner Gefährten auf einmal durch ein wildes Murmeln unterbrechen. Sie schienen zu berathschlagen, sie schienen Stimmen zu sammeln, und irgend etwas im Sinne zu haben. Ich weiß nicht, welche schauderhafte Ahndung mich in diesem Augenblicke ergriff, aber ich fühlte den Angstschweiß auf meiner Stirne hervorbrechen, und drückte Calila heftig an mich.

Fünftes Kapitel.

Ich war mit diesen schrecklichen Ideen beschäftigt, als der Steuermann und ein anderer Matrose plötzlich ihre Messer zogen, und Calila bey dem Arme faßten. — »Gott mein Erhalter!« — rief ich außer mir — »Was wollt ihr machen?« — Sie sahen mich mit wildem Gelächter an, und ihre Cammeraden schrien ihnen zu, die Schwarze zu schlachten.

Mein Blut erstarrte, ich fühlte mein Herz wie von einander gerissen; aber ich war entschlossen, eher mein Leben zu wagen, als in den Mord dieses armen Geschöpfes zu willigen. Mit ängstlichem Geschreye hatte sie sich in meine Arme geworfen; ihre Thränen floßen auf meine Wangen; ihre Glieder schloßen sich krampfhaft

um die meinigen, und die Mörder waren zu schwach, sie von mir loszureißen.

»Laßt ab! O um eures Erlösers willen, vergießt kein unschuldiges Blut! — rief ich ihnen mit der Geberde und der Stimme eines Verzweifelnden zu. — »Ist denn gar keine Hoffnung, gar keine Rettung mehr für uns? Sollen wir uns unter einander selbst aufzehren, und mit blutigen Händen vor Gottes Richterstuhl treten? Freunde! Brüder, Unglücksgefährten! Bei Gott dem Allmächtigen beschwöre ich euch! Nur noch einen Tag Geduld, vielleicht macht der nächste Morgen allen unsern Quaalen ein Ende! —

War es die Stärke meiner Anrede, war es ein Rest von Menschlichkeit, den selbst die höchste Noth nicht hatte ersticken können; sie ließen die Arme sinken und giengen schweigend an ihre Plätze.

Wohlan! — rief ich — »Nur noch ei-

nen Tag, meine Freunde! Gefällt es Gott dann nicht uns zu erlösen, so laßt uns alle zusammen sterben!« —

Ein Strahl von Hoffnung schien alle ihre Gesichter zu verklären. Wir gaben uns die Hände, und sahen die Sonne ruhiger untergehen.

Sechstes Kapitel.

Die Nacht brach an, der Wind wurde heftiger, die Wellen giengen höher, und wir hörten es donnern. Endlich fing es an zu regnen, und unser verzehrender Durst konnte gestillt werden. Wir legten uns auf den Rücken, um diese köstliche Erquickung aufzufangen, wir saugten unsere durchnäßten Kleider aus, und füllten unser Tönnchen wieder mit Wasser an.

In dieser freudigen Stimmung war die Nacht vergangen. Der Himmel klärte sich auf, und die Morgenröthe floß auf den Wellen hin. Neu belebt schienen wir alle das Ende unserer Leiden zu ahnden, als wir mit Entsetzen einen Leck in dem Boote bemerkten.

Ängstlich fingen wir an das Wasser mit unsern Hüten und Schuhen auszuschöpfen, aber die Öfnung war eine Hand groß, und es quoll unaufhörlich hinein. Unser Untergang schien unvermeidlich zu seyn, und wir konnten den Augenblick zählen, wo wir sinken würden.

Schon war das Wasser bis auf zwölf Zoll gestiegen, und unser Boot gieng immer tiefer; als wir auf einmal zwischen eine große Strecke von Seetang geriethen. Wenig Minuten nachher schien das Wasser nicht mehr zu steigen; wir fingen an von

neuem zu schöpfen, und der Leck war durch den Seetang verstopft.

Wen hätte dieser wundervolle Zufall nicht mit neuen Hoffnungen belebt? Wir waren völlig entkräftet, wir hatten statt aller Nahrung nur ein wenig süsses Wasser, aber wir freuten uns dem Tode entgangen zu seyn. Ach die Liebe zum Leben pflegt mit der Gefahr zu wachsen, und unter allem, was dem Menschen widerfahren kann, scheint ihm der Tod das größte Unglück zu seyn!

So war der Tag vergangen, und außer Calila waren wir alle eingeschlafen. Plötzlich erwachte ich von einem Stoße; Calila schrie mir in die Ohren, und ich fuhr außer mir in die Höhe.

Land! Land!« — rief sie, und zeigte vor sich hin. Der Mond stand voll und klar am Himmel, und das Meer war völlig

ruhig. Alle meine Unglücksgefährten richteten sich auf, wir sahen eine schimmernde Küste vor uns, und steuerten in gerader Linie darauf los.

Die Fluth schien uns günstig zu seyn, denn wir erkannten die Küste immer deutlicher. Bald sahen wir die Bäume und Gesträuche, die der Mond versilberte, und athmeten die süssen Düfte, die uns entgegen floßen. Jetzt näherten wir uns dem Strande, jetzt wählten wir schon den Punkt unserer Landung. Das Boot ward sanft von der Fluth auf den Sand getrieben, wir stürzten freudentrunken heraus, und küßten den Boden mit Entzücken.

Siebentes Kapitel.

So waren wir denn wieder auf dem heimathlischen Boden des Menschen, auf der

sichern treuen Erde, die er nie mit jenem verrätherischen, ihm so gefährlichen Elemente vertauschen sollte.

Vom Hunger getrieben eilten wir zuerst zu den Bäumen, fanden aber keine Früchte daran. Ich schlug daher vor den Morgen zu erwarten, und nach zurückgetretener Fluth am Strande Muscheln zu sammeln. Meine Freunde gaben mir Recht, und wir legten uns alle in das Gras.

Indessen hatten wir kaum die erste Freude unserer Rettung genossen, als die Furcht vor der Zukunft uns von neuem zu quälen anfing. Wo waren wir? Was sollte aus uns werden? Was wollten wir anfangen? Wenn uns Wilde oder Raubthiere angriffen! — Ach was ist das menschliche Herz! Was ist das menschliche Leben! Aus einer Sorge in die andere! Weder Ruhe noch Rast! Keiu Glück als in der Hoffnung! Kein Friede, als im Grabe! —

Keine Besorgniß war indessen herrschender, als die vor den Wilden. Jedes rauschende Blatt, jeder leise Anschlag der Wellen, jedes Zittern der Gesträuche, schien uns die Ankunft dieser gefürchteten Feinde zu bezeichnen. Unsere Muthlosigkeit war noch größer, als unser Unglück.

Indessen war der Tag angebrochen, Calila fing an einige Kräuter zu sammeln, und wir begaben uns an den Strand, um Muscheln zu lösen. Unser Boot war verschwunden, die Ebbe hatte es mit fortgeführt. So wenig wir uns abermals den Wellen anvertrauen wollten, so sahen wir es dennoch als einen Verlust an. Es war unser einziges Eigenthum, es schien im äußersten Fall doch immer ein Rettungsmittel zu seyn.

Schweigend und wehmüthig suchten wir unsere Muscheln zusammen, und setzten uns

endlich zu der Mahlzeit nieder. Calila hatte einige Kräuter gefunden, die uns zur Würze dienten; aber in der ganzen Gegend war keine Quelle vorhanden. Eben wollten wir uns unter den Bäumen zum Schlafen niederlegen; als wir auf einmal hinter uns gehen hörten. Einer von uns drehte sich herum — »Wilde! Um Gotteswillen Wilde! — Wir sind verloren!«

Achtes Kapitel.

Außer sich mit schrecklichen Geschreye waren meine Gefährten aufgesprungen, um sich zu retten. Indessen sahe ich, daß nur fünf Wilde, zwei Männer und drey Weiber auf uns zu kamen, die mit Keulen bewafnet waren. — Seyd ihr Engländer? —

rief ich meinen Freunden zu — »Fürchtet ihr euch vor zwei Männern? Sind wir nicht zwey und zwanzig? Es wird uns leicht seyn sie zu entwafnen, wenn sie uns angreifen! Aber laßt uns sehen, was sie thun werden. Vielleicht können sie unsere Freunde werden!«

Meine Gefährten besannen sich, und wir ließen die Wilden ruhig auf uns zukommen. Als sie etwa noch zwanzig Schritte von uns waren, gieng ich ihnen mit einem Zweige entgegen, und streckte zugleich die rechte Hand aus. Die beyden Männer nahmen den Zweig sehr freundlich an, reichten mir die Hände, und machten eine Menge Zeichen von Freundschaftsversicherungen.

Wir ließen sie nunmehr niedersetzen, und sie schienen uns mit Erstaunen und Mitleiden zu betrachten. Wir konnten zwar nur durch Zeichen reden, aber wir machten ihnen unsern Hunger sehr leicht verständlich.

Eine der Weiber öfnete hierauf einen ledernen Sack, den sie auf dem Rücken trug, und nahm ein Stück gedörrtes Fleisch heraus. Wir vertheilten es unter uns, worauf uns die Wilden aus ihren Cocosschaalen trinken ließen.

Während dieses vorgieng, hatte sich Calila mit der jüngsten von den Weibern in ein Gespräch eingelassen, und sie schienen sich ziemlich zu verstehen. Wir erfuhren auf diese Art, daß wir uns auf einer der kleinen Inseln bey Malacca befänden, und unsere Freude war außerordentlich. Es kam nun erst darauf an, nach den holländischen Besitzungen zu gelangen, und unsere Leiden schienen zu Ende zu seyn.

Calila muste den Wilden diesen Vorschlag thun; man kann glauben, ob wir die Versprechungen fehlen ließen. Sie antworteten, daß sie selbst Malaccen wären, und des

Fischfanges halber auf diese Insel gekommen wären. Sie hätten ein sehr kleines Boot, das nicht mehr als acht Mann auf einmal fassen könne; sie müßten uns also nach und nach hinüber bringen.

Wir fanden alles natürlich, und ließen hierauf das Loos entscheiden, wer zuerst abgehen sollte. Es traf auf mich, Calila und fünf andere von unserer Gesellschaft. Wir versprachen diesen das Boot unverzüglich zurückzusenden, und stießen jauchzend vom Strande ab.

Viertes Buch

Erstes Kapitel.

Es mochte um Mitternacht seyn, als wir an das Land stiegen, und nun alle unsere Leiden geendigt glaubten. Wir zündeten hierauf ein Feuer an, und legten uns einige Stunden schlafen.

Der Tag brach an, wie groß mußte die Unruhe unserer Gefährten seyn! Wir drangen daher in die Wilden, sie unverzüglich abzuholen. Sie waren anfangs unschlüssig, aber wir wiederhohlten unsere Versprechungen, und so fuhren sie ab.

Da wir fest entschlossen waren auf unsere Gefährten zu warten, so brachten wir den ganzen Tag am Strande zu. Unsere

Nahrung bestand dabey aus einigen Muscheln und etwas Regenwasser, das wir in der Hölung eines Felsen fanden. Wir lagerten uns in das hohe Gras, und berechneten bereits, in wie viel Stunden, wir bei den Holländern ankommen würden.

Indessen brach der andere Morgen an, und das Boot mit unsern Gefährten wurde noch immer nicht sichtbar. Der Tag vergieng; der dritte, der vierte ebenfalls, sie kamen noch nicht an. Wir warteten noch drey schreckliche Tage, und erhielten keine Nachricht von ihnen.

Was konnte aus ihnen geworden seyn? War das Boot von den Wellen verschlungen worden? Was für ein schreckliches Schicksal erwartete die Zurückgebliebenen auf der Insel? Oder waren die Wilden Verräther gewesen? Hatten sie sich mit ihrem Boote geflüchtet, und ließen sie uns alle in dem schrecklichsten Elend zurück?

Wie viel Muthmaßungen, wie viel traurige Wahrscheinlichkeiten! So waren wir

denn

denn an dieser öden unwirthbaren Küste, in diesem unbekannten Lande, wohl hundert Meilen von den holländischen Besitzungen, ohne Provisionen, ohne Wegweiser, uns selbst überlassen! So sahen wir uns allen Quaalen des Elendes von neuem Preiß gegeben. Vielleicht war unser Unglück in Vergleichung mit dem vorigen noch immer klein, aber die schreckliche Täuschung machte es um so größer.

Indessen mußten wir einen Entschluß fassen. Ich nahm daher allen meinen Muth zusammen, und schlug vor die Reise nach der Südspitze anzutreten. Es war der zehnte Tag nach unserer Ankunft, nnd wir begaben uns mit schwerem Herzen auf den Weg.

Zweytes Kapitel.

Wir hatten kaum zwey Stunden zurückgelegt, als wir an einen kleinen Fluß ka-

men, den wir durchwaten mußten. Das Wasser gieng uns nur bis an die Hüften, indessen hatten wir kaum Kräfte genug das andere Ufer zu erreichen. Als wir von dem Wasser zum Trinken schöpften, fanden wir es gesalzen, und mußten daher auch dieser einzigen Erquickung entbehren.

Unsere einzige Nahrung bestand in Kräutern, die Calila zu sammeln wußte; aber auch dieses Hülfsmittel war bereits den zweyten Tag erschöpft. Wir fanden von nun an nichts, als eine dürre mit Haidekraut bedeckte Ebene, und unsere Entkräftung nahm mit jeder Stunde zu.

So waren wir drey Tage gegangen, als es mir unmöglich wurde, meinen Begleitern zu folgen. Meine Kräfte waren erschöpft, meine Füsse völlig entzündet. Ich setzte mich nieder und erwartete meinen Tod mit Gelassenheit.

Wir hatten uns bisher mit einem Überreste gesammelter Kräuter erhalten, und statt des Getränkes den Thau benuzt, der

in den Nächten fiel. Meine Gefährten fühlten sich stärker als ich; sie nahmen Abschied von mir, und ich blieb mit Calila völlig allein.

Dieses gute Geschöpf zerfloß in Thränen; Sie setzte sich neben mich, um mir einige Tropfen Milch einzuflößen, aber ihre Brust war ausgetrocknet. — »Laß mich sterben!« — sagte ich wehmüthig — »Und erhalte dich, wenn du kannst. Meine Stunde ist gekommen, Gott wird sich meiner erbarmen!« —

Sie antwortete nichts, und warf sich weinend auf die Erde. Gleichwohl fühlte ich mich ergebener als jemals. Dieses hat mich überzeugt, daß der Tod nichts fürchterliches habe. So bald die Lebenskraft bis zu einem gewissen Grade geschwächt ist, tritt eine völlige Apathie ein. Der Sterbende gleicht einem Ermüdeten, der in den süssesten Schlummer fällt.

Indessen fing Calila an, meine Füße zu reinigen, und in Ermangelung aller andern

Mittel mit ihrem Speichel zu bestreichen. Sie zerriß hierauf ihr blaues Hemde, und verband sie so gut sie konnte. Ich ließ alles geschehen, und drückte ihr wehmüthig die Hand.

So wurde es Abend, und ich schloß meine Augen mit dem festen Gedanken zu sterben. Die schönsten Erinnerungen meines Lebens, die lieblichsten Empfindungen meiner Jugendjahre schienen sich noch einmal vor mir zu versammeln, um auf ewig von mir Abschied zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Der Tag brach an, ich erwachte zu meiner eigenen Verwunderung, und Calila war verschwunden. Schon glaubte ich mich in dieser Einöde verlassen, als ich in der Ferne ihre Stimme hörte. Ich konnte sie nicht erkennen, denn meine Augen waren ver-

dunkelt, aber bald darauf kam sie zu mir, und brachte mir einen Vogel mit.

Es war ein Seevogel; sie hatte ihn niederstürzen sehen, auch fanden wir eine frische Schußwunde an seinem Flügel. Alles zusammen ließ mich vermuthen, daß der Strand, und irgend eine menschliche Seele in der Nähe seyn müßte. Calila zerlegte den Vogel mit zwey scharfen Steinen, und ich saugte das noch vorhandene Blut mit Begierde aus. Die Mahlzeit gab mir neue Kräfte, ich fühlte mich wie neugebohren, und wir beschlossen westwärts zu gehen um nach dem Strande zu kommen.

Allein kaum waren wir einige tausend Schritte gegangen, als wir uns abermals erschöpft fühlten, und mehrere Stunden ausruhen musten. Dennoch sprachen wir uns gegenseitig Muth ein, und Calila unterstüzte mich, so gut sie konnte.

Auf die Art giengen wir den ganzen Tag, ohne vielleicht drey Stunden fortzukommen. Als indessen die Sonne hinun-

ter war, glaubte ich das ferne Brausen des Meers zu hören, und Calila fand es bestätigt. Aber unsere Kräfte waren zu schwach, um weiter zu gehen, wir legten uns bei einem Gesträuche nieder, und verzehrten die Überreste unsers Vogels.

Der Mond war aufgegangen, und es mochte zwey Stunden nach Mitternacht seyn, als ich auf einmal eine Klaue an meinen Armen fühlte. Mein Blut erstarrte, alle meine Glieder waren gelähmt, ich glaubte von einem Raubthiere angefallen zu seyn. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich die Augen aufschlug, und vier Männer vor mir stehen sahe.

Viertes Kapitel.

Sie richteten mich auf, und ich erkannte sie bald für Europäer. — Einer von ihnen gab mir die Hand, und sagte zwey Worte

Englisch! — »O Gott sehe ich euch, — gab ich zur Antwort — »Ich bin euer unglücklicher Landsmann!«

Sie setzten sich hierauf neben mich, gaben mir Tabak und Brandwein, und thaten mehrere Fragen an mich. Nachdem ich ihnen meine Schicksale kürzlich erzählet hatte, erfuhr ich, daß sie von dem Schiffe the Hope und nach Japan bestimmt wären. Ein Sturm hätte sie aufwärts an diese Küste getrieben, und sie wären gelandet, um frisches Wasser zu suchen. Der Vogel sey von ihnen geschossen worden, und sie hätten mich anfangs für einen Wilden gehalten.

Die plötzliche Veränderung meines Zustandes, schien mir ein Wunder zu seyn. Ich weinte vor Freude und mein ganzes Wesen schien verwandelt zu seyn. Calila hatte nach etwas Nahrung ihre ganze Lebhaftigkeit wieder bekommen. Sie tanzte im Kreise um uns herum, und schien alle unsere Leiden vergessen zu haben.

Indessen beschlossen meine Landsleute mich vollends an den Strand zu tragen, während Calila uns langsam folgte. Ich betrachtete dieses gute Geschöpf schon längst als einen Theil meiner Selbst, denn das Unglück hatte sie zu innig mit mir verbunden; ich würde in Verzweiflung gerathen seyn, sie ihrem Schicksale zu überlassen.

Als wir nach einer Stunde Weges das Meer erreichten, gerieth ich bei dem Anblicke des Schiffes außer mir. Was ich zwey Stunden vorher kaum geahndet hatte, war nun in einem Augenblicke geschehen. — Ich zitterte vor Freude, als wir mit dem Boote hinüber ruderten.

In dem Augenblicke hörte ich mir zuruffen. Es waren bekannte Stimmen, es waren meine Unglücksgefährten. Sie hatten sich endlich nach unbeschreiblichem Elend bey der Treulosigkeit des Wilden auf einem gefundenen Canot in die See gewagt, und waren wenig Stunden nachher von dem Schiffe aufgenommen worden.

Wo würde ich Worte finden, die Empfindungen zu beschreiben, als ich mich in der Cajüte wieder in Ruhe und Überfluß befand! Alle Genüsse, alle Erquickungen schienen mir neu zu seyn, und ich glaubte ein neues Leben anzufangen.

Fünftes Kapitel.

Wir waren schon längst durch die Straße von Sunda gegangen. Die blühenden Ufer von Java und Sumatra, und der ganze Archipel jener unzählbaren kleinen Corallinseln lagen schon mehrere Wochen hinter uns. Die tropischen Vögel mit ihrem hohen ätherischen Fluge, die fliegenden Fische, und die Delphine fingen an uns zu verlassen, denn wir hatten bereits den Wendekreis durchschnitten.

Schon glaubten wir nun in kurzem am Ziele unserer Reise zu seyn; schon dachten

wir in wenig Tagen in den Hafen von Nangasaki *) einzulaufen, als es dem Schicksale abermals gefiel, alle unsere Hoffnungen zu vernichten.

Mochte es Unwissenheit oder Nachlässigkeit des Capitains gewesen seyn, wir steuerten westwärts hinter Japan herum, und liefen daher viel zu weit nordlich. Da nun zum Unglück der Wind anhaltend heftig war, und das trübe Wetter jede Beobachtung unmöglich gemacht hatte, so fanden wir uns bereits nordostwärts von den Kurilischen Inseln, ehe wir unsern Irrthum inne geworden waren.

Es wurde Abend, und der Himmel überzog sich mit dicken schwarzrothen Wolken. Wir bekamen ein heftiges Ungewitter, die Wellen giengen berghoch; der Regen stürzte in Strömen vom Himmel herab; der Wind verwandelte sich in einen Sturm, und wir wurden unaufhaltsam nach Norden getrieben.

---

*) in Japan.

So brach der Morgen an, und alle unsere Segel waren bis auf eines zerrißen oder weggeführt worden, auch hatten wir unser Boogspriet verloren. Die Wellen wälzten uns daher wie einen Wrack mit sich fort, und unser Untergang schien gewiß zu seyn.

Wir standen in dumpfer Verzweiflung an dem Hintertheile des Schiffes, als plötzlich eine Welle über den Steuerbord schlug, die das ganze Schiff erschütterte. Die Maste neigten sich, es krachte in allen seinen Fugen, und blieb unbeweglich stehen. Ich glaubte, daß es unter dem Gewichte dieser Wassermasse sinken würde, und warf mich in stiller Ergebung auf den Boden.

Indessen fanden wir bald, daß sich das Schiff wieder aufrichtete, und also nicht unmittelbar untergehen würde. Wir fingen daher an den schwersten Theil der Ladung mit sämmtlichen Canonen über Bord zu werfen, und mit der größten Anstrengung zu pumpen.

Sechstes Kapitel.

So vergieng der Tag, aber mit Einbruch der Nacht schien der Wind zum völligen Orkan zu werden. Ich war dreyßig Jahre zur See gewesen, aber nie hatte ich ein so schreckliches anhaltendes Ungewitter erlebt. Die Wellen schlugen unaufhörlich über das Schiff, das Wasser fing an über die Pumpen zu kommen, und alle Anstrengungen waren vergebens.

Die Finsterniß war so groß, daß wir nicht einmal den großen Mast erkennen konnten. Wir trieben dabey unaufhörlich fort, und fühlten die Luft immer kälter werden. Gegen Morgen hörten wir ein schreckliches Tosen, wie von einer Brandung, und glaubten nun jeden Augenblick zu scheitern.

Indessen brach der Tag an. Der Horizont um das Schiff wurde heller, und wir sahen uns zwischen einer Menge kleiner und großer Klippen, an welche die Wellen don-

nernd emporschlugen. Der Capitain beschloß einen Anker fallen zu lassen; allein kaum war es geschehen, als eine heftige Welle in das Schiff schlug, und es fast ganz mit Wasser anfüllte. In diesem schrecklichen Momente ergriff ich eine Axt, und kapte das Anker, um unsern Tod wenigstens einen Augenblick zu verzögern.

Das Schiff fing wieder an flott zu werden, und schien sich aufzurichten. Es war aber so sehr mit Wasser angefüllt, daß es ganz auf der linken Seite lag. Indessen machten wir unser einziges noch übriges Segel los, und steuerten eilig vor dem Winde, um durch das Hin- und Herschwanken das Gleichgewicht des Schiffes wieder herzustellen.

Wirklich schien es uns auch in etwas zu gelingen, als sich das Wetter allmählig aufklärte, und wir in einer kleinen Entfernung eine niedrige beschneyte Küste vor uns entdeckten. Die Kälte hatte dabey seit vier und zwanzig Stunden so sehr zugenommen,

daß unser Tauwerk mit Eis bedeckt war. Wir konnten beinahe nicht zweifeln, daß es die Küste von Kamtschatka wäre, aber wir dachten in diesem Augenblick nur an die Möglichkeit unserer Errettung.

Siebentes Kapitel.

Die Wellen trieben uns dem Lande nun immer näher zu, und wir konnten die öden unübersehbaren Schneeflächen der Küste vollkommen erkennen. In diesem Augenblicke schlug eine Welle über das Hintertheil, riß das Steuerruder und die Cajütendecke weg, zertrümmerte den Besanmast, und schwemmte mehrere Matrosen über Bord. Ich stand neben der Ankerwinde, und hielt mich an die Pfosten an, wurde aber von dem heftigen Stoße bis an den Mittelmast geschleudert.

So schwamm ich einige Minuten im

Wasser hin und her, bis ich einen Strick fassen konnte, an welchem ich mich festhielt. Calila kam in diesem Augenblick aus dem Raume emporgeschwommen, und klammerte sich mit Heftigkeit an mich an. Sie schien das Bewußtseyn verloren zu haben, aber ich war zu sehr mit meinem Leben beschäftigt, um länger an sie zu denken.

Die Verwirrung war nun allgemein, und das Schiff ward immer mehr überwältigt. Es lag mit der linken Seite so tief im Wasser, und die Wellen spielten so heftig hinein, daß wir uns nicht länger am Maste aufhalten konnten. Mit Gefahr hinweggespült zu werden, kletterte ich nunmehr auf die rechte Seite, und Calila hatte Muth genug mir zu folgen.

Indessen hatte sich das Schiff der Küste fast ganz genähert, und wir sahen jetzt das Scheitern desselben als unsere einzige Hoffnung an. Wirklich hörte ich mehrere Matrosen, die sich neben mir angeklammert hatten, von dieser Möglichkeit sprechen, als

ich plötzlich von einer Welle ergriffen, und in den Raum geschleudert wurde.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einem Haufen Taue, wie in einem Behälter eingeschloßen. Das Wasser gieng mir bis an die Achseln, und ich rollte mit den Tauen unaufhörlich hin und her. Indessen gelang es mir endlich heraus zuspringen, und ich schwamm wieder auf das Verdeck empor, wo ich an den Fockmast geworfen wurde.

Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, sahe ich eine Menge Matrosen mit Sparren und Planken in den Händen aus dem Schiffe springen, und sogleich beschloß ich dasselbe zu thun. Wirklich gelang es mir, auch ein Bret zu erhaschen, aber kaum war ich in dem Meere, als ich es auf einmal verlor.

Vergebens suchte ich es wieder zu fassen, es verwundete mich an mehrern Stellen des Kopfes, und die Wellen rissen es endlich fort. Instinktmäßig überließ ich mich

meiner

meiner Fertigkeit im Schwimmen, und in wenig Minuten sahe ich mich weit vom Schiffe entfernt.

Achtes Kapitel.

So, bald auf den Spitzen der Wellen schwebend, bald unter dieselben begraben, fühlte ich mich dennoch von der Fluth an das Land getragen. Das Wasser wurde seichter, und die Brandungen der kleinen Bucht halben geringer. Eine Welle warf mich glücklich an das Ufer, und in dem Augenblicke rief mir Calila zu.

Sie hatte mich nie aus den Augen verloren, und war mir augenblicklich bey meinem Sprunge gefolgt. Wir fanden bereits zehn von unsern Gefährten, und sahen noch sieben andere auf den Wellen daher treiben. Der Strand war sandig, und weiter hinauf mit Schnee bedeckt. Ein kalter Nordwind

machte unsere durchnäßten Kleider augenblicklich gefroren, aber wir waren zu sehr entkräftet, um uns von der Stelle zu bewegen.

Während nun unsere sieben andere Gefährten an das Land kamen, sahen wir die Wellen von allen Seiten über das Schiff zusammenschlagen. Vergebens suchten sich die übrigen durch Schwimmen zu retten, sie wurden an den Wänden des Schiffes zerschmettert, und unsere Herzen bluteten. In wenig Minuten war nur noch ein Theil desselben sichtbar, und bald nachher schien es zu sinken. Tobend schlugen die Wellen in schäumenden Wirbeln darum her, und wir schrien vor Schrecken auf.

Doch der Abend brach an, und wir durften nicht wagen so tief am Strande zu bleiben. Schweigend schleppten wir uns auf das krachende Schneefeld, um vielleicht auf ewig einzuschlafen.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

So befanden wir uns denn an diesem öden unwirthbaren Strande mit allen Schrecknissen eines kamtschadalischen Winters umgeben. Von allen Lebendigen abgeschnitten, hatten wir nichts, als das beeißte Meer, und unübersehbare Schneefelder vor uns. Schweigend sahen wir einander an, und legten uns in dumpfer Verzweiflung auf unsere Segel nieder.

Wir hatten mit unserm an den Strand getriebenen Steuer ein großes Feuer angemacht, und uns im Kreise darum gelagert. Allein da die Hitze den Schnee zu schmelzen

anfing, so befanden wir uns bald in lauter Wasser. Um nun nicht völlig durchnäßt zu werden, was bey der heftigen Kälte doppelt gefährlich war, sahen wir uns gezwungen das Feuer auszulöschen, und die Nacht unter dem Schnee zuzubringen.

Es war schon Mittag, ehe der Himmel ein wenig lichter wurde, und wir den Muth faßten aus unserm Lager hervorzukriechen. Wir sahen, daß das Schiff völlig mit Eis bedeckt war, und ganz auf einer Seite lag. Ohne Hoffnung, etwas heraus zu retten, überlegten wir nunmehr gemeinschaftlich, was wir anfangen sollten.

Unser Vorrath von Lebensmitteln war äußerst gering. Alles was wir in der Verwirrung in das Boot geworfen hatten, konnte bey der genausten Eintheilung kaum sechs Wochen hinreichen. Der ganze Vorrath bestand nämlich in vier Säcken Zwieback, einem Fäßchen Mehl, einem Tönnchen Brandwein, und einigen Pfunden Pöckelfleisch. Hiervon sollten neunzehn Personen leben,

deren Appetit bey der heftigen Kälte noch einmal so stark als gewöhnlich war. Übrigens hatten wir noch eine Flinte, ein Fäßchen Pulver, einen Sack mit Kugeln, einen Kasten mit Zimmergeräthschaften, einen eisernen Topf, und ein großes Stück Pech.

Der Wind war heftiger Nordwest, und es schneyte unaufhörlich. Die Flocken waren völlig hart gefroren, und so dicht, daß man kaum zwey Schritt weit sehen konnte. Wir mußten daher vor allen Dingen an eine Hütte denken, und legten unverzüglich Hand an das Werk.

Zum Glück befand sich in einiger Entfernung vom Strande ein kleines Tannengebüsch. Wir hieben es beynahe gänzlich um, nagelten die schwachen Stämme auf einander, und strichen zerlassenes Pech darzwischen. Auf die Art gelang es uns, eine Hütte zu errichten, die uns wenigstens vor Wind und Wetter schützte.

Wir reinigten darauf den Boden von Schnee, bestreuten ihn dick mit kleingehack-

ten Fichtenästen, und breiteten unsere Segel darauf. In der Mitte gruben wir ein Loch zum Feuer, das wir mit einigen Steinen belegten, und für den Rauch wurde eine Öfnung im Dache gelassen. Zur Feuerung mußte unser zerschelltes Boot dienen.

Zweytes Kapitel.

Diese Arbeiten hatten uns einige Tage beschäftigt gehabt, und wir schienen unser Elend weniger zu fühlen. Aber kaum überließen wir uns der Ruhe als wir von neuem in die schrecklichste Schwermuth versanken.

Unsere Provisionen waren, wie ich gesagt habe, höchstens auf zwei Monate hinreichend, und wir musten wenigstens noch drey Monate auf den Frühling warten. Aber wenn wir auch noch Mittel fanden, uns bis dahin zu erhalten, was sollte alsdenn

aus uns werden? wir durften nicht hoffen an dieser Küste Schiffe zu finden, es blieb uns also nichts übrig, als zu Lande nach einem Hafen zu gehen. Wie viel Schwierigkeiten, die beynahe an die Unmöglichkeit grenzten! Welche furchtbare Zukunft von allen Schrecknissen des Mangels und des Elends bedroht.

Indessen hatte ich mich seit zwey Jahren in so viel traurigen Lagen befunden, daß ich bey weitem die größte Standhaftigkeit haben konnte. Ich sprach daher meinen Gefährten Muth ein, und schlug vor allen Dingen vor, unsere Provisionen aufs genauste einzutheilen. Unsere Lebensordnung war von nun an folgende.

So wie es Tag wurde, das heißt nach neun Uhr, ließen wir zwey Pfund Mehl mit Schnee kochen, welches eine Art Brey gab, wovon jeder etwas über anderthalbe Unze erhielt. Etwa vier Stunden nachher, bekam jeder ein Stück Zwieback, etwa einen Finger lang, und einen Daumen dick,

welches mit Schneewasser gegessen wurde. Abends, das heißt um vier Uhr Nachmittags, hielten wir die Hauptmahlzeit. Sie bestand aus einem Stücke Fleisch, wovon jeder zwey Bissen, nebst einem Schluck Brandwein bekam. Man kann schließen, ob wir bey diesen Nahrungsmitteln nicht immerwährenden Hunger haben mußten.

Da unsere Feuerung kaum einige Tage hinreichte, so sahen wir uns gezwungen, neuen Holzvorrath zu suchen. Zu diesem Ende begaben wir uns nach einem Walde, der wohl eine Stunde von unserer Hütte entfernt war. Der Schnee lag so hoch, daß wir oft bis an die Brust hineinsanken, und wohl fünf Stunden brauchten, um nur hinzugelangen.

Nicht geringer war die Schwierigkeit das Holz nach der Hütte zu schaffen. Wir hatten bey unserer Entkräftung kaum einige kleine Bäume umgehauen, dennoch kamen wir, zehn Personen an der Zahl, erst bey finsterer Nacht in die Hütte zurück. Die

Kälte war dabey so heftig gewesen, daß wir alle zu erfrieren dachten.

Auf die Art musten wir nun täglich nach der Reihe in den Wald zurückkehren. Der Weg ward zwar allmählig etwas gangbarer, zumal, da es acht Tage nicht geschneyt hatte, aber unsere Kräfte nahmen bey dieser harten Arbeit nur zu sehr ab.

Überhaupt ward unsere Lage immer trauriger. Wir fingen an die Spuren des Scharbocks an unserm Zahnfleische zu finden, unser Stuhlgang war äußerst schmerzhaft, und verlor sich endlich ganz, unsere Augen entzündeten sich, und unsere Beine fingen an zu schwellen. Jeder von uns fühlte sich täglich kränker, täglich trostloser, und selbst Calila schien endlich dem Elende zu erliegen.

Ich selbst konnte mich nicht enthalten, über die Grausamkeit des Schicksals zu murren. Ich verfluchte den Tag, wo ich das erste Schiff betreten hatte, und war der Verzweiflung näher, als jemals.

Drittes Kapitel.

So war beynahe ein Monat vergangen, und unser Elend war auf den höchsten Grad gestiegen. Wehmüthig sahen wir einen nach dem andern von unsern Gefährten dahinsterben, und kaum hatten wir Kräfte genug ihre Leichname in den Schnee zu vergraben. Bald war unsere Gesellschaft auf acht Personen geschmolzen, und jeder von uns war ein Bild des Todes.

Fern von unserm Vaterlande, von allen Lebendigen, allen Freunden, allen Geliebten unsers Herzens geschieden, sahen wir uns alle zu einem Schicksale verdammt. Für uns war alles verloren, was dem Menschen das Leben theuer macht; wir hatten keine Freuden, keine Genüsse, keine Wünsche, keine Hoffnungen mehr. Starrend und verzweifelnd saßen wir um das schwache Feuer, das wir kaum zu unterhalten ver-

mochten, und jeder sah seinem Tode entgegen.

Das war unsere schreckliche Lage, als es eines Abends so heftig zu schneyen anfing, daß unser Feuer auslöschte. Alle meine Gefährten waren eingeschlafen, und Calila wachte allein mit mir. Sie saß neben mir, und hatte mein Gesicht an ihre Brust gelegt, um es zu erwärmen.

Schweigend, dachte ich über die Schicksale meines Lebens nach. Meine Thränen floßen unwillkührlich, ich fühlte, daß ich allen Muth verloren hatte. Neben mir lag eine Doppelflinte, die ich zufälliger Weise geladen hatte, und Calila spielte mit dem Hahn, ohne daß ich es bemerkte. Plötzlich gieng der Schuß los, ich erschrack, ich glaubte verwundet zu seyn, aber ich irrte mich. Der Schuß war durch die Hütte gegangen, und ich hörte ein dumpfes Geräusch davor.

Meine Gefährten erwachten, und wir fuhren alle erschrocken auf. Eine glückliche Ahndung schien in unsern Herzen zu erwa-

chen und alle Kräfte von neuem zu beleben. Dennoch wagte es keiner die Thüre zu öfnen; bis ich endlich Muth faßte mit einer Flinte hinaustrat und zu meinem größten Erstaunen einen Bär liegen sahe.

Der Himmel war heiter geworden, und der Mond stand über den Schneefeldern. Meine Gefährten kamen augenblicklich hinzu, und wir fanden den Bär im Todeskampfe. Er hatte wahrscheinlich die Leichname bei unserer Hütte ausscharren wollen, und die Kugel war ihm gerade durch das Herz gegangen.

Viertes Kapitel.

Dankend und mit Freudenthränen sahen wir zu dem Himmel empor. Ein glücklicher Zufall hatte uns nun auf lange Zeit mit neuer Nahrung versehen, und die Hoffnung wachte wieder in unsern Herzen auf. Da

ich gehört hatte, daß das Blut frisch getödteter Thiere ein gutes antiscorbutisches Mittel sey, so tranken wir es mit Begierde auf, und legten uns freudig zur Ruhe.

Als wir am andern Morgen erwachten, fühlten wir uns wie neugebohren. Zwey von uns hatten sogar den Muth, sich nach dem Walde zu schleppen, und etwas Holz zu holen. Wir andern fiengen indessen an den Bär abzuziehen und zu zerstücken. Ich werde mich ewig dieses Freudentages erinnern. Der Himmel war völlig heiter, und die Sonne schien freundlich auf uns herab.

Wir hatten einige Tage mit dieser Arbeit zugebracht, als die plötzliche Veränderung der Diät, vielleicht auch die Unmäßigkeit vier von unsern Cammeraden tödtete. Sie waren den Abend vorher noch äußerst heiter gewesen, wir hatten sehr viel von der Möglichkeit unserer Errettung, von unserer Landreise, von den zunehmenden Tagen, von der Nähe des Frühlings, gespro-

chen; — Am andern Morgen waren sie nicht mehr.

Ich hatte nun funfzehn von meinen Gefährten sterben sehen, aber der Tod eines von diesen vieren gieng mir vor allen übrigen nahe. Es war ein Constabler, er war aus meiner Vaterstadt, ich hatte ihn von Jugend auf gekannt, und wir hatten mehrere Jahre auf einem Schiffe gedient. Es war ein guter herzlicher Mann, wir hatten uns einer den andern aufgerichtet, unser Elend schien uns erträglicher zu seyn, so lange wir von bessern Tagen sprechen konnten. Diesen Trost hatte ich nun mit einemmale verloren, und mein Muth nahm wieder mit jedem Tage ab.

Indessen hatte die immer sorgsame Calila eine Salbe von Bärenfett bereitet, womit wir die Schmerzen von unsern geschwollenen Füssen wenigstens in etwas linderten. Es war in jedem Betrachte ein vortreffliches Geschöpf, über deren Standhaftigkeit ich mich noch jetzt nicht genug wundern

kann. Kaum wurde die Witterung etwas milder, so bekam sie auch ihre Lebhaftigkeit wieder. Ach wie oft rief sie der aufgehenden Sonne entgegen! Wie oft zeigte sie auf das Meer, wenn sich die Eismassen zu brechen anfiengen, und hieß uns froh und hoffnungsvoll seyn!

Wirklich schien auch die Annäherung des Frühlings etwas auf uns zu wirken, aber wir kannten die Schwierigkeiten unserer Errettung zu gut, um nicht immer wieder traurig zu werden.

Fünftes Kapitel.

Die Sonne stieg nun täglich höher, der Schnee verwandelte sich in Wasser, das Meer war mit Eisschollen bedeckt; der Wind bließ anhaltend aus Südwest, und es regnete unaufhörlich. Ach das waren die ein-

zigen Anzeigen des Frühlings! Kein sprossendes Grün, keine Blüthen, kein Vogelgesang, Alles war öde, und todt um uns.

Wir hatten noch zwey unserer Gefährten verloren; die ganze Gesellschaft bestund also nur noch aus vier Personen, mich und Calila eingerechnet. Wehmüthig blickte ich täglich nach dem Strande; immer hoffte ich ein Schiff zu erkennen, und immer wurde ich getäuscht.

Freilich war es nicht unmöglich, daß irgend ein rußisches Fahrzeug, das auf den kurilischen Inseln überwintert hatte, an dieser Küste vorbey segeln konnte, aber ich muste selbst gestehen, daß es sehr unwahrscheinlich war.

Indessen hatte der Frühling unsere Lage wenigstens um etwas verbessert. Wir entdeckten einen Bach, der einige hundert Schritte von der Hütte floß, und konnten täglich an der Küste fischen. Das geschahe vermittelst eines Beutels, den wir an einen Stock befestigten, und mit einem Köder von getrock-

neten

neten Bärenfleisch aushiengen. Übrigens schien der Genuß der rohen Fische zugleich dem Scharbock Einhalt zu thun.

So mochte der Mai beynahe vergangen seyn, als ich eines Morgens am Strande saß. Das Meer war nun schon freyer von Eisschollen, und hie und da glänzten die Fluthen im reinsten Dunkelblau. Wehmüthig blickte ich auf den weiten unermeßlichen Horizont hinaus, indeß Calila und meine Gefährten mit Fischen beschäftigt waren. Plötzlich glaubte ich in Osten ein Schiff zu erkennen. Es steuerte ziemlich nahe auf die Küste zu, und das Morgenroth schimmerte auf den weißen Segeln, die aus dem Meere emporwallten.

Und wenn meine Existenz mit diesem Leben aufhören sollte, ich bin es zufrieden, ich habe die Empfindung eines Seligen gehabt. Es war, als ob ich in diesem Augenblicke schon an den englischen Küsten landete, als ob ich mein Weib und meine Kinder in meine Arme schlöße, als ob nun

Alles, Alles geendet, und das Ziel der Ruhe erreicht wäre.

Auch Calila und meine Gefährten waren vor Freude außer sich. Wir dachten nicht mehr an die Ungewißheit unserer Errettung, wir sahen unermüdet auf das Schiff, das sich immer mehr zu nähern schien, und jauchzten und umarmten uns.

Ich lief indessen nach der Hütte, und schleppte einen langen Fichtenast herbei. Wir steckten ihn in die Erde, hiengen ein Stück Bärenhaut daran, und zündeten ein Feuer von trockenen Spänen an. Durch diese Signale hoften wir uns verständlich zu machen, und das Schiff näher zu bringen.

Wirklich schien es uns auch zu gelingen. Ich konnte deutlich sehen, daß das Schiff immer näher nach der Küste zuhielt, und daß es rußische Flagge aufsteckte. Jetzt erkannten wir schon die grünen Mastspitzen, und den heiligen Nicolaus über dem Steuerruder; jetzt sahen wir die ganze Equipage

auf dem Verdecke versammlet, und bemerkten, wie sie uns zuwinkte.

In dem Augenblicke rief man uns durch ein Sprachrohr zu. Wir verstanden es nicht, aber es waren Menschentöne, die wir zum erstenmale wieder hörten. Wir antworteten durch ein Huzza. Sie setzten ein Boot aus, und wir sahen acht Mann auf uns zukommen.

Sechstes Kapitel.

Außer mir vor Freude, vor Begierde und Dankbarkeit warf ich mich in das Meer, und schwamm ihnen vollends entgegen. Ihre langen Bärte, ihr wildes Ansehn, ihre fremden Töne hätten mich erschrecken können, aber sie hatten ja ein europäisches Schiff, sie kamen ja um uns aufzunehmen. Mit freundlichen Blicken hoben sie mich in

das Boot, und bald nachher waren wir am Lande.

Calila wollte sie alle nach der Reihe küssen, aber sie schienen erstaunt zu seyn, und gaben uns allen die Hände. Ihre Zeichen, ihre Töne, ihre Gesticulationen verriethen Mitleid und Eile uns mitzunehmen. Was hatten wir länger zu zögern, da jeder Augenblick theuer war? Schnell stiegen wir in das Boot, und bald nachher waren wir in dem Schiffe.

Es ist unmöglich solche Empfindungen zu schildern. Alle Ausdrücke werden matt und unverständlich. O solche Augenblicke voll reiner seligen Freude, voll entzückender himmlischen Ruhe, sind dennoch Ersatz für alle vorigen Leiden, und werden nie zu theuer erkauft.

Der Kapitain des Schiffs sprach englisch; ich begnügte mich, ihm unsere letzten Schicksale zu erzählen, und er schien gerührt zu seyn. Er kam von den aleutischen Inseln, wo er bei seiner verspäteten Rückreise

von China überwintert hatte, und gieng nach Ochotsk zurück. Alles stimmte mit unsern Wünschen überein und England schien uns plötzlich näher zu kommen.

Der Capitain hatte uns wenig Erfrischungen zu geben, aber die glückliche Veränderung unserer Lage war unsere beste Cur. Mit jedem Tage fühlten wir uns besser, denn jeden Tag kam der ersehnte Hafen näher. So öde die unfruchtbare Küste war, die wir immer im Gesichte behielten, meine Phantasie verwandelte sie in die reizenden Gestade von Kent, und jeder Morgen machte mich glücklicher.

So waren wir bereits am siebenten Tage im Angesicht des Hafens, schon konnten wir einige vor Anker liegende Schiffe, die Mündung der Ochota mit den kleinen Schanzen und die grünen Thürme des Ostrogs erkennen. Schon sahen wir Tonnen und Blöcke, die das Fahrwaßer bezeichneten; die niedrigen Häuser der Stadt wurden sichtbar; die Lootsenboote kamen uns entgegen, und in

den Schanzen wurde die Flagge aufgesteckt.

Nachdem wir vor Anker gegangen waren, stieg der Capitain in ein Boot, um uns dem Gouverneur vorzustellen. Es war ein Teutscher, der wenigstens englisch verstund, und ich erzählte ihm unsere ganze Geschichte. Seine Gemahlin war gegenwärtig. Die Thränen liefen ihr über die Wangen, als ich von Calila's Anhänglichkeit sprach, und sie schien sie mit Bewunderung anzusehen.

Nachdem hierauf der Gouverneur einige Zeit mit einem Offizier gesprochen hatte, gab er Befehl uns in ein Bürgerhauß zu führen, wo wir alles Nöthige finden würden. Wir wurden auch wirklich mit der edelsten Herzlichkeit aufgenommen, ob wir gleich nur durch Zeichen mit unserm Wirthe reden konnten. Eine Stunde nachher schickte uns der Gouverneur einen ganzen Korb mit Kleidern, und seine Gemahlin hatte für Calila noch einige kleine Geschenke hinzugefügt.

So waren wir denn auf einmal wieder unter wohlwollenden, theilnehmenden Menschen, im Genusse von tausend Bequemlichkeiten, die mir ganz unbekannt geworden waren. Mit wehmüthiger Freude blickte ich zu dem Herrn meines Daseyns empor; o laßt uns immer an einen Gott glauben, so lange wir unglücklich werden können!

Siebentes Kapitel.

Meine einzige Sorge war nunmehr die Fortsetzung unserer Reise. Welchen ungeheuren Weg hatten wir von Ochotsk bis Petersburg noch vor uns! Dennoch verlohr ich den Muth nicht, meine Erfahrungen hatten mich unerschütterlich gemacht. Schon war die Ochota völlig vom Eise frey; auf dem Marktplatz wurden Fische und Wasservögel feilgeboten, und die Luft wurde täglich wärmer und heiterer.

So waren wir etwa einen Monat zu Ochotsk gewesen, und hatten die edle russische Gastfreundschaft in vollem Maaße erfahren, als der Gouverneur den halbjährigen Courier nach Petersburg abfertigte, und uns mit ihm zu reisen erlaubte. Meine beyden Gefährten hatten indessen auf einem Schiffe Dienste genommen, das einige Kaufleute an die amerikanische Küste sendeten, und so blieb ich mit Calila völlig allein. Der Gouverneur behandelte mich mit deutscher Großmuth, und ich verpflichtete mich, die Auslagen des Couriers in Petersburg durch unsern Gesandten bezahlen zu lassen.

So traten wir denn zu Anfange des Junius unsere Reise zu Pferde, in allen zusammen fünf Personen an. Noch mußten wir durch mehrere überschwemmte Gegenden passiren, und alles sahe noch öde und traurig aus. Wir kamen über hohe noch mit Schnee bedeckte Berge, bald durch morastige Ebenen, bald durch Tannenwälder, bald über Flüsse, die wir durchwaten musten, und fan-

den nur hier und da eine kleine Spur der neuen Vegetation.

Hin und wieder erblickten wir einzelne Jakutische Jurten um welche Pferde weideten, welche Skeletten glichen. Auf hier und da zersteuten Bäumen waren, so genannte Labaris oder Hütten von Ästen zusammengeflochten, in welchen wir mehrere Leichname fanden. In diese pflegen sich die Reisenden bey plötzlichen Überschwemmungen zu retten, müßen aber fast immer aus Mangel an Lebensmitteln verhungern. Dann, und wann stießen wir auch auf Heerden von Birkhünern, die wir zu unserer Mahlzeit schoßen.

So wie wir weiter kamen, wurden die Fortschritte der Vegetation immer sichtbarer, so daß die Schnelligkeit derselben uns in Verwunderung setzte. Die Sonne würkte unter dieser Breite so heftig, daß man es im eigentlichen Sinne wachsen sieht. Bald waren alle Wälder durch welche wir reißten mit Blättern bedeckt, und die sumpfigen

Moräste verwandelten sich überall in blumigte Wiesen.

Achtes Kapitel.

So waren wir zweyhundert und drey und sechzig Werste von Ochotsk bis nach Judomskoy Kresst gekommen, wo wir über die Judoma gehen mußten. Noch denke ich mit Entsetzen an das fürchterliche Brausen des Wasserfalls, an den wirbelnden Strudel, den wir nun hinunterstürzten. Indessen gelang es unsern Ruderern das Boot aufrecht zu erhalten, indessen ich mich des Steuerruders bemächtigt hatte.

Unsere Fahrt gieng nun äußerst schnell, bald zwischen Felsen, bald zwischen niedrigen waldigten Tiefen immer den Strom hinab. Wir begegneten mehreren mit Waaren beladenen Booten, die von Jakutsk kamen, und sahen zuweilen Bären und Renn-

thiere an die Ufer kommen. In der Ferne hörten wir die eintönigen Gesänge der Jakuten und in den Wäldern das Locken der Vögel.

Die Hizze ward täglich größer, und die Mücken nahmen so überhand, daß wir sie nur mit Rauche vom faulen Holze vertreiben konnten. Zugleich bedienten wir uns jakutischer Fliegenwedel, welches Roßschweife in einem hölzernen Griffe waren.

So kamen wir nach einer Wasserreise von sechs Tagen nach Irkutsk, welches sieben hundert und vierzehn Werste von Judomskoy-Kresst liegt. Hier war gerade Jahrmarkt, und ich erstaunte über die Menge Waaren, welche feilgeboten wurden. Ich glaubte hier wieder einige Spuren europäischer Cultur zu finden, und das Betragen des Gouverneurs bestätigte es.

Wir hatten nicht Zeit, uns lange in Irkutsk aufzuhalten, sondern sezten durch eine Menge krummer enger Straßen, wo die Häuser einzeln standen, und mit Jurten un-

terbrochen waren, unsere Reise weiter fort. Sie gieng durch die Stadt Oleckma siebenhundert und funfzig Werste von Jakutsk, wo ich zum erstenmale Tungusen sahe. Ihre Mützen aus Fellen von Rehbocksköpfen, an welchen die Ohren, und die Hörner gelassen werden, ihre Roßschweife an dem Gürtel, die auf die Schenkel hinabfallen, und die Menge Schellen, Ringe, Metallstücke u. s. w. alles was ich an ihnen, und in Oleckma sahe — versetzte mich in eine neue Welt.

Von hier gieng nun die Reise weiter nach Jakutsk, welches in einer kleinen Ebene liegt, die rund herum mit waldigen Bergen umgeben ist. Wir kamen hierauf durch die barabinskische Steppe, wo wir zwar hier und da einige Dörfer, Birkenwälder und Seen, aber fast nichts als öde Gegenden trafen, bis nach Tomsk, wo sie aufhört; und langten endlich nach einer Reise von zweytausend, neunhundert und neun und funfzig Wersten in Tobolsk an, welches an dem Flusse Irtusch liegt. Dieser war jetzt fast

ganz mit Landesschiffen bedeckt, und an den Ufern wimmelte es von Menschen, unter denen ich z. B. Tartarn bemerkte.

Die Stadt liegt halb an einem Berge, halb am Fuße desselben; beyde Theile werden durch eine steile Treppe verbunden, auf der wir eine Menge Kleinhändler sahen, die chinesische lakirte Waaren, gestickte lederne Kleider und dergl. feil boten.

Wir waren jetzt mitten im Sommer, und die Hizze schien mir so groß zu seyn, als unter dem Wendekreise. So wie wir uns aber Casan näherten, ward das Clima milder, und alles verkündigte die Annäherung von Europa.

Schon waren die nomadischen Hütten beynahe ganz verschwunden, und wir erblickten nun überall Spuren von künstlicher Industrie. Die Gegenden waien angebauter, die europäischen Hülsenfrüchte kamen wieder zum Vorschein; die Stadt war mit europäischen Handwerkern bevölkert, an mehreren Orten wurden fremde Getränke verkauft,

und die ganze Lebensart schien sich wieder der europäischen zu nähern.

Wir fanden es übrigens so wohlfeil in Casan, daß wir ein Schaaf für einen Rubel, und die übrigen Speisen nach Verhältniß kauften, auch sahen wir zum erstenmale wieder Pflaumen und Birnen auf dem Markte.

Sechstes Buch

Erstes Kapitel.

Es war Nacht, wir näherten uns Petersburg. Der Vollmond schwamm groß und klar über den vergoldeten Thürmen, und die ganze ungeheure Stadt schien in einem Zauberlichte vor uns zu liegen. Von der sanft rauschenden Newa tönten schwärmerische Gesänge zu uns herüber, überall schallte uns Musik und Fröhligkeit entgegen, und alles schien im Genuß und Wollust zu weben.

In diesem Augenblicke fühlte denn auch ich die längst verstummte Saiten meines Herzens plötzlich wieder von neuem anschlagen. Alle Empfindungen der Freude und des Entzückens schienen wieder in meiner

Seele zu erwachen, und die Erinnerungen meines Unglücks allmählig zu verhallen.

So kamen wir an, und ich konnte kaum den andern Tag erwarten, um zu unserm Gesandten zu eilen. Ich werde in sein Zimmer geführt, ich rede ihn an, ich sehe einen andern Fremden neben ihm sitzen. Welches glückliche Zusammentreffen? Es war der Sohn meines alten Rheders, der jetzt als Kaufmann in Petersburg lebte.

Von diesem Augenblicke an, hatten alle meine Sorgen ein Ende. Alles was Großmuth, Mitleid und Freundschaft für mich thun konnten, nichts unterblieb. In wenig Tagen sahe ich mich wieder mitten im Überflusse, und es war süß für mein Herz, ihn mit Calila zu theilen.

Durch Mr. Andreson erhielt ich denn auch Nachrichten von meiner Familie. Ich zitterte anfangs ihn darnach zu fragen; aber meine Freude war unbeschreiblich, als er mir ihr Wohlseyn versicherte. O wie oft hatte ich an mein Weib und meine Kinder

gedacht!

gedacht! Wie oft hatten nur ihre Erinnerungen mich vor der Verzweiflung geschützt! Wie oft war ich mit ihnen eingeschlafen, um alles zu vergeßen!

Es kam nunmehr darauf an, meine Reise nach England fortzusetzen, und mein edler Freund fand bald Gelegenheit dazu. Ich gieng an Bord eines englischen Schiffes, das mit Kaufmannsgütern nach London bestimmt war, und wir segelten mit dem besten Winde den Fluß hinunter.

Zweytes Kapitel.

Schon hatten wir die Citadelle und den Molo von Cronstadt längst aus unsern Augen verlohren; schon wurde die hohe schwedische Küste sichtbar, und bald darauf näherten wir uns dem Sunde.

Ruhig wallte das Meer im Schimmer der untertauchenden Sonne zwischen den bey-

den friedlichen Küsten hin. Rechts erhob sich die schwedische Festung Helsingburg, links die dänische Cronenburg, und ihre Flaggen wehten hoch in der reinen Luft. Im duftenden Nebel zogen sich die Städte Helsingburg und Elseneue an dem bläulichen Strande hin, die liebliche Insel Ween schien in die purpurnen Wellen zu sinken, und die unzähligen Schiffe die sich im Sunde versammelten, verschwanden allmählich in der Dämmerung.

So kamen wir denn mit jedem Tage dem Ziele unserer Reise näher. Schon lag die hohe felsigte Küste von Norwegen hinter uns; schon steuerten wir glücklich durch die dunklern Fluthen der Nordsee, und die englische Küste schien uns mit jeder Minute näher zu fliegen. — Jetzt entdeckten wir englische Schifferboote; die Sonne gieng auf, und die reizenden Gestade stiegen aus den Wellen empor.

Drittes Kapitel.

Nein es geht nichts über die Freude, den lange ersehnten Hafen zu erblicken! Alle Beschwerden, alle Unglücksfälle der Reise sind augenblicklich vergessen, und alle Hoffnungen der Schiffenden scheinen lebendiger zu werden.

Calila wieß auf die reizende Küste und hüpfte vor Freude. Ich stand still und entzückt, mein ganzes Schicksal schien sich vor mir aufzulösen. Aber schon näherten wir uns dem Ausfluße der Themse, die Gestade schienen höher zu werden, die Tonnen des Fahrwaßers wurden sichtbar, die Lootsen kamen an Bord, und wir liefen glücklich in den Strom.

Als wir uns dem ersten Zollhause näherten, sahe ich ein Boot auf uns zukommen. Man fragt nach den Namen des Schiffes; man nennt den meinigen, ich eile hinzu —

Gott es war meine Frau mit ihren Kindern. Ich verließ das Schiff, und stürzte in ihre Arme.

Mein freundschaftlicher Kapitain hatte ihr vom Sunde aus geschrieben, und sie hatte schon mehrere Tage auf uns gewartet. O Gott! Ich war hinlänglich belohnt! Unsere Thränen flossen zusammen; Meine Kinder hingen an meinem Halse. Ach ich genoß in diesem Augenblicke vier Jahre verlohrnen Glückes auf einmal!

Calila warf sich meiner Frau zu Füssen, aber sie hob sie auf, und drückte sie an ihr Herz. Während mich das Glück in der Ferne verfolgte, war es ihr günstig gewesen. Sie hatte ein ansehnliches Lotterieloos gewonnen, und ich fand mich auf einmal begüterter als jemals.

Viertes Kapitel.

Wir kamen nach London; alles schien mir neu zu seyn. Es war, als ob ich alles zum erstenmale sähe, als ob ich alles erst wieder kennen lernte.

Meine Freunde, meine Vorgesetzten empfingen mich mit Zärtlichkeit und Achtung. Man that mehr für mich als ich erwartete, mehr, als ich fordern konnte. Es schien, als ob das Glück nunmehr alles auf einmal gut machen wollte.

Eines Tages gieng ich mit meiner Familie und Calila durch eine der volkreichen Straßen am Strande. Auf einmal stürzte ein Neger auf uns zu. Calila that einen Sprung, und sank zu Boden.

Das Geheimniß war bald gelößt; es war ihr Landsmann, ihr Jugendgefährte. Ich hatte nicht nöthig Calila's Bitten abzuwarten, mein Herz sagte mir, was ich thun sollte. Nachdem ich den Namen seines

Herrn erfahren hatte, kaufte ich ihn frey; und beschloß ihn mit Calila zu verbinden.

Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. Meine Frau besaß ein kleines Gut im Yorckshire, und wir giengen in wenig Wochen dahin ab. Hier machte ich ihn zu meinem Gärtner, und hatte die Freude Calila's Treue belohnen zu können.

Ich selbst genoß von nun an alle Freuden des Lebens im vollen Maaße. Durch meine Erfahrungen milder und besser geworden, nahm ich die Wohlthaten des Glücks mit Bescheidenheit an, und selbst die Erinnerungen der Vergangenheit mußten meine Genüsse vermehren.

Fünftes Kapitel.

Die Erziehung des Menschen wird erst im Unglück vollendet. Wer nichts als gute Tage gehabt hat, der wird auf ewig in den Fesseln der Kindheit bleiben.

Soll der Charakter zur Reife kommen, so muß er auch die Stürme des widrigen Geschicks erfahren haben. Nur das Unglück giebt Seelengröße, und nur durch Schicksale wird das Herz gebildet.

Wer nie aus dem ruhigen Kreise seines Glückes gekommen ist, kann der das Leben kennen? Alle seine Ideen werden kleinlich; alle seine Empfindungen kindisch bleiben. Nie wird es ihm gelingen, sich von den Vorurtheilen schwacher Geister loszureißen; nie wird er die Welt aus dem großen Gesichtspunkte der Erfahrung betrachten lernen, und wenn sein Temperament ihn nicht zum Wohlthun treibt, so wird der weichliche Genuß unveränderlichen Glücks ihn sogar hartherzig machen können.

Aber der Mann, der früh auf das stürmische Meer des Lebens geworfen wurde, der mit tausend Unannehmlichkeiten, mit tausend Leiden zu kämpfen hatte, der seine Kräfte unablässig im Streite mit äußern Dingen üben, seine Seele, unaufhörlich mit

einem großen Interesse beschäftigen muste, — er wird aus dem Wirbel der Begebenheiten groß und vollendet hervorgehen; alle seine Ideen werden erhabener, alle seine Empfindungen edler, alle seine Tugenden sicherer werden.

Sechstes Kapitel.

Der Mensch tritt in die Welt, und die Begebenheiten drängen sich um ihn her. Oft ergreift ihn ein günstiger Zufall, um ihn zum Glück zu erheben, aber noch öfterer schleudern ihn feindliche Kräfte in den Abgrund des Mißgeschicks.

Wißt ihr, wozu ihr gebohren seyd? Habt ihr die Bürgschaft, nie das Unglück kennen zu lernen? O ihr seyd das Spielwerk unbekannter Mächte ihr wogt und fluthet, wie die Wellen vom Sturm gepeischt.

Was euch treffe! Wer kann es voraus

sehen? Aber wie es euch treffe, das ist euer Werk. Ich bin auf alles gefaßt, ich weiß, daß ich zum Leiden geboren bin.

Sehet den Menschen an, hat er nicht beym ersten Erwachen seines Lebens mit dem Elende zu kämpfen! Tausend Gefahren, tausend Leiden scheinen dem Neugebohrnen entgegen zu kommen, und seine ersten Töne sind die Ausdrücke des Schmerzes.

Seine Maschiene entwickelt sich, seine Verbindungen mit den Dingen werden zahlreicher — Wie viel neue Feinde seines Wohlseyns, seiner Ruhe seines Genusses? Wie viele Unannehmlichkeiten! Wie viele Bedürfnisse! Wie viel schmerzhafte Augenblicke!

So schreitet er allmählig im Leben fort, ein hingeworfenes Spielwerk der Begebenheiten, und von tausend Gestalten des Elendes begleitet. Unaufhörlich mit seinen Bedürfnissen beschäftigt, mit immer erneuerten Hindernissen kämpfend, schleppt er die Last des Lebens seufzend weiter, bis sie ihn end-

lich zu Boden drückt. Jetzt ist sein Ziel erreicht; er sinkt in die Nacht des Grabes hinab, um auf ewig zu verschwinden.

Siebentes Kapitel.

Erzieht eure Söhne für das Unglück! Trotz den Elemente! Trotz den Begebenheiten! Physische und moralische Abhärtung!

Hinweg mit jenen weichlichen Empfindungen, die den Charakter eines Mannes entehren. Ausdauer und Festigkeit; Muth und Entsagung, das sey seine Philosophie.

Alle eure überspannten Systeme, alle eure schwärmerischen Gefühle — Der kleinste Unfall zeigt ihre Nichtigkeit. Erfahrung ist etwas anderes, als Schulphilosophie, die Wirklichkeit straft alle eure Bücher Lügen.

Hinweg mit euren schwermüthigen Poesien! Mit euren entnervenden schwärmerischen Romanen! Sie bringen nichts als

Weichlinge, nichts als kraftlose Männer hervor! Gebet dem Jünglinge Beyspiele von Muth und Seelengröße, von Thätigkeit, von Ausdauer zu lesen; und diese Vorbilder laßt ihn nachahmen.

Mag dann einmal das Unglück über mich hereinbrechen — ich will versuchen ihm zu trotzen! Mag es um mich stürmen, ich will dem Ungewitter desto kühner entgegen gehen. Mein Plan ist gemacht, mein Vorsatz ist gefaßt; ich bin ein Mann, ich erwarte das Äußerste. Mag mich alles verlassen, ich bleibe mir selbst übrig, mag sich alles wider mich verschwören, ich will mein Leben wenigstens theuer verkaufen. Muth ist der Bürge des Erfolgs, ein fester Entschluß kann Wunder thun.

Achtes Kapitel.

Ich stehe am Ende meiner Laufbahn, ich blicke noch einmal aus dem ruhigen Ha-

fen auf das Meer hinaus. Der Sturm hat sich besänftigt, der Abend bricht mild und freundlich an, mein Werk ist vollendet, ich kehre zu meiner Gattin zurück.

Alle meine Empfindungen sind milder und sanfter geworden. Ich habe die Zufälligkeiten des Lebens vergessen, ich sehe nichts als Menschen gegen Menschen. O wer unglücklich gewesen ist, kann der je wieder eitel werden?

Ich habe das Leben im Großen kennen gelernt, ich glaube gefunden zu haben, daß nur die Bedürfnisse den Menschen schlechter machen. Es scheint mir daß fast alle Verbrechen auf das Eigenthum gegründet sind, daß die Ungleichheit des Vermögens die einzige Quelle des menschlichen Elendes ist.

Meine Ansprüche auf das Leben sind bescheidener geworden. Ich habe die Täuschungen unsers Enthusiasmus, die Nichtigkeit aller unserer Einbildungen zur Genüge kennen gelernt. Ich bin zufrieden auf einem kleinen Punkte geduldet zu werden, aber ich suche ihn nach Kräften auszufüllen.

Ich habe mich zu keinem Systeme bekannt, aber ich halte es für Pflicht, so gut als möglich zu seyn. Ich bin nicht reich, aber ich habe genug, ich suche mein Leben zu erhalten, ohne den Tod zu fürchten, und ich glaube, daß die höchste Cultur des Menschen in der Bescheidenheit besteht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XXXXXX-XXXX (10 Bde) VIII. 86

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rodrigo und Semene e. span. Geschichte

Berlin 1801

P.o.germ. 692-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112035-1